

JEAN-BAPTISTE ESCH

**MEIN
KRIEGS-
TAGEBUCH**



Coming to London . . .

- ★ The thrills of the great meetings that have been attended by the largest crowds in the United States today . . . more than two million last year.
- ★ The impact of fine musical talent . . . a great 1,000-voice choir . . . inspiring piano-organ music . . . America's beloved Gospel singer . . . great congregational hymn singing each night.
- ★ The messages of a young man who, under God's leading, has earned (in the American magazine "Look") the title of "the most potent evangelist in American history."

MEET THE EVANGELISTIC TEAM . . .

BILLY GRAHAM . . . America's great young evangelist, who at the age of thirty-five has conducted coast-to-coast evangelistic campaigns attended by more than seven million people, with close to a quarter of a million decisions for Christ. Featured in widely circulated American magazines as the leader of the current surge of spiritual awakening in America.

CLIFF BARROWS . . . music director and song leader . . . conducts the great 1,000-voice choir . . . described as the successor to the famed Homer Rodeheaver . . . says "Every great revival has been accompanied by Gospel singing."

GEORGE BEVERLY SHEA . . . America's beloved Gospel singer . . . R.C.A. Victor (the American H.M.V.) recording artist and radio network favourite . . . his rich baritone voice has been a blessing to countless thousands as he sings the old hymns.

TEDD SMITH and PAUL MICKELSON . . . piano and organ team . . . heard regularly on International Sacred Recordings . . . thrilling thousands each night with their brilliant arrangements.



CLIFF BARROWS
Song
Leader

Commencing
MONDAY
MARCH 1ST
1954



GEORGE BEVERLY SHEA
Soloist

Diese Einladung zu einer Show von Billy Graham in London lag diesem Buch ebenfalls bei...



"This is our
Crisis Hour for
REVIVAL"

says

BILLY GRAHAM

For three years I have spared no effort in trying to call the American people to repentance of sin and a return to the faith of our fathers. In city-wide campaigns, on the radio and by television I have pleaded with men and women to stand up for Christ.

In an earlier day also, the Christian faith made the nation of Britain great and strong against the evils of oppression, and today is needed a strong Christian faith in this nation as never before. I have been to Korea personally and have seen at first hand the awful force of Godless, atheistic communism.

This is our crisis hour for Revival!

Great Britain cannot turn to Christ until each individual in the nation makes his own decision for Christ. This is a personal thing. It is an urgent thing. We must have revival . . . NOW!

BILLY GRAHAM
GREATER LONDON CRUSADE

30 Bedford Place, London, W.C.1

MUSEUM 1132

Sponsored by The Evangelical Alliance (Incorporated 1912)

NOW . . .

LONDON

can hear the
Internationally Known Evangelist



Billy Graham

AT

**HARRINGAY
ARENA**

GREEN LANES, N.4

NIGHTLY—Except Sundays—7.30 p.m.

11,000 FREE SEATS

Bericht eines Luxemburgers



Luxemburgerli

Das Original aus Zürich



† JEAN-BAPTISTE ESCH

**MEIN
KRIEGS-
TAGEBUCH**



1948

Druck der Sankt P a u l u s - D r u c k e r e i, A. G., Luxemburg

IMPRIMI PERMITTIMUS
LUXEMBURGI. HAC 16 SEPTEMBRIS 1948
ED. GARNICH, VIC. GEN.

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Editions J. - B. Esch,
rue Gaston Diderich 110, Luxembourg



Dr. J. B. ESCH

REDAKTEUR AM LUXEMBURGER WORT + **GEBOREN** IN WEIDINGEN
(WILTZ) AM 4. 1. 1902 + ZUM **PRIESTER** GEWEIHT AM 28. 7. 1929
VERHAFTET AM 6. 9. 1940 + **GESTORBEN** IM KZ DACHAU AM 7. 8.

Es gibt einen Beruf zum Leiden, es wird immer wieder Hiobsgestalten und Christusfiguren in der Menschheit geben müssen, ein Heer schuldlos Leidender, weil das Übermass an Bosheit durch ein Übermass an Busse und an Sühne muss getilgt werden, soll das moralische Gleichgewicht der Welt erhalten bleiben. Das ist der tiefste, der heiligste Sinn des Leidens.

(Predigt auf Kreuzerhöhung 1930)

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort	9
Vom Sinn des Sinnlosen	15
Gesprengte Brücken	17
Ein Freilichttheater	20
Höhlenbewohner	23
Nomaden.....	25
Abwehr der Kleinen	28
Mir wolle bleiwe wat mir sin.....	30
Innere Verteidigung	32
Aufmunterung zu Illumination	34
Kongregation der Tausend-Franken-Männer	36
Luxemburger Probleme	38
Unsere neue Identitätskarte.....	41
Volks-Gasmasken	43
Verirrte Geschosse	46
Generationenstreit.....	48
Spart das Brot	50
Brachlegung schöpferischer Kräfte	53
Böse Spannungen	55
Ein Luxemburger mehr	58
Der Mohr kann abtreten	60

Reservat der Menschlichkeit.....	63
Unbesonnene Worte.....	66
Flammenzeichen am östlichen Himmel	69
Index	71
Falscher Internationalismus	74
Neue europäische Basis	78
Kommunistische Bauernfängerei	81
Dörfliche Kulturmission	84
Kriegsvolksküche	86
Lokomotiven fehlen	89
Die Propheten der Völker	92
Geistiger Eroberungsfeldzug	94
Rückkehr zu alten Formen	97
Auch eine Gewissensfrage	100
Konsequente Landwirtschaftspolitik ...:	103
Botengänge	105
Der neue Akademikertyp	108
Eine Vision unserer Zeit	110
Eine Nummer wird vermisst	112
Auf abschüssiger Bahn	114
Die Stimme der Gräber.....	116
Europa vor seiner Schicksalsstunde.....	119
Das Symbol einer Bischofsweihe	122
Fiasko der Laienmoral	125
Eines unserer Kriegsprobleme.....	129
Erste Kriegssession unserer Kammer	132
Waren die Ideale fälsch'!	134
Rückbesinnung auf die religiösen Urkräfte ...	138
Die weiblichen Angestellten	141
Die Rolle Gottes	144
Fortschritte im internationalen Denken	146
Fremdengesetze	150
Buben spielen Krieg	152
Fürchterlich abgestumpft	155
Voraussetzung für den Neubau Europas	158
Der Vater der modernen Gewaltregime	161
Propaganda unserer Nachbarn	164
Die Ganzheitsidee	169
Wir halten Bussfahrten	174

Das Volk lebt von seinen Intellektuellen	176
Finnland.....	179
Mehr als nur Arzt	181
Wenn du es erkannt hättest	185
Die Menschlichkeit in Gefahr	188
Hauptzweck aller Sozialpolitik	191
Sankt Nikolaus geht um.....	193
Öl ins Feuer	196
Die Lösung	199
Wundermenschen	201
So sprechen keine Revolutionäre	204
Ich suche nach einer Erklärung	208
Willst du nicht mein Bruder sein	210
In Ton und Inhalt gleich	213
Im schiefen Licht	216
Politische Kritiker.....	220
Völkische Probleme	223
Enttäuschte Sozialisten.....	226
Verhetzung	229
Europäische Föderation	232
Der Mann der vorne im Tempel stand	234
Kriegsweihnacht.....	239
Ein böser Spuk	242
Ein sonderbares Christgeschenk	245
Vater aller Völker	248
Der Gesamtplan Moskaus	252
Kriegssylvester	255

VORWORT

Es ist nicht meine Absicht und kann auch nicht mein Ziel sein, der luxemburgischen Leserschaft das «Kriegstagebuch» eines toten Freundes vorzustellen: dieser ist bedeckt mit der Glorie eines heldenhaften Lebens vor einem Märtyrertode, und jenes trägt noch ganz, in der Erinnerung der Heimatmenschen, den Duft eines auf gebrochenen Herzens, das in der Caritas, in der gesegneten und gebenden Liebe erblüht war und zu wirken wusste.

Da jedoch der Kreis der Verehrer dieses grossen Journalisten J. B. Esch, der in Dachau den Opferwillen seines begeisternden Daseins und die Totalität seiner Hingabe bestätigte, nun über die Grenzen der Heimat hinauszuwellen beginnt, muss die Gestalt beschworen werden, die dem Jahrzehnt der letzten Vorkriegszeit das geistige Gepräge mit allen Stigmen des Mitleids in der Leidenschaft der Gottverkündigung gab. Unser Weg ist jener der Gemeinschaft in der äusseren und inneren Gemeinsamkeit gewesen, wir haben uns getroffen in der gleichen Willigkeit, dem Wort im höchsten Sinne durch das Wort in seiner natürlichsten Bedeutung zu dienen, und wir haben uns dort getrennt, wo der bestialische Aufstand des Jahrhunderts sein Werk der Vernichtung zu Ende führte, indem er den einen gleich erschlug und den andern in Elends-

quartieren hungern und vergehen liess. Er ist mir Freund gewesen und geblieben, und so darf ich denn, mit andern Freunden, das Geschick betrauern, das ihn traf, noch ehe er begonnen hatte, die Pläne zu verwirklichen, die ihm vor Augen gestanden hatten. Gewiss, er hat Gewaltiges geleistet, das in den Lettern einer Zeitung bleiben und für seine Grösse zeugen wird; aber es ist nichts gewesen im Vergleich zu dem, was er zu unternehmen entschlossen und zu vollenden überzeugt war. Er litt an der Tatsache, dass er von der ewigen Wahrheit, die er besass, nur dann und wann im Strahl der Liebe eine kleine Fazette aufleuchten lassen konnte, wenn alles in ihm Drang und Wunsch war, die Lebenden mit der ganzen leuchtenden Wucht seines Besitztums zu beglücken.

Dieses tägliche Leid wirkte in ihm als Impuls zur besseren und rüchhaltloseren Tat. Sein Einsatz war niemals ein Kampf gegen, sondern ein Streiten für: selbst dort, wo er den weltanschaulichen Widersacher bedrängte, machte sich das Bestreben geltend, ihn nicht abzuschütteln und zu isolieren, sondern anzu ziehen und in die christliche Gemeinschaft als Überzeugten einzugliedern. Er verwundete nicht, er warb.

Sein Wort war weniger Keil als Magnet, sein Zugriff Hebung, nicht Erledigung. Denn in seinem Denken stand der Mensch als Bruder, vor seinem Auge lebte der Christ in Werdung. Noch im Abfall sah er die neue Möglichkeit zur Bekehrung, und im Hass der Unversöhnlichen erkannte er die Negation der Liebe, die er zu positivieren hoffte.

Der Mensch ist gut, sagte er, nur die Umstände stellen ihn in ein schlechtes Licht. Bessern wir die Verhältnisse, und der echte Homo tritt zutage!

Mindern wir das Unglück, und wir gewinnen an den Dingen, die wir an die Armut verschenken! Betrachten wir im Nächsten unsere Grösse und unsere Kleinheit! Solange dieser leidet, haben wir uns nicht erfüllt. Der Hunger des Nachbarn offenbart unsere Härte; die Menschen, die des Notwendigen ermangeln, zeigen unsere geistigen und seelischen Mängel auf. Reissen wir die Binden der Indifferenz von unsern Augen, und wir sehen in der erschreckenden Not der Umwelt uns selber in der innersten Erbärmlichkeit enthüllt!

Auf diese Weise erkannte er seine Aufgabe: jeden Einzelnen das Leid im Einzelnen schauen zu lassen und ihn dadurch anzuspornen zur auffreudenden Aktion! Denn er wusste, dass jede Träne, die nicht mehr aus dem Quell der Qualen fliesst, schon eine Tat der Freude-mehrung ist. Diese Überzeugung liess das «Kriegstagebuch» entstehen, nicht als das Ergebnis einer kompassiven Laune, sondern als das Resultat eines langwierigen Denk- und Empfindungsprozesses, der nur des Anstosses von aussenher bedurfte, um das kontemplative Element in ein mächtiges Agens und unwiderstehliches Reagens zu verwandeln.

Dieser Anstoss kam von der «drôle de guerre», die in Landesangst und Heimatbedrohung sämtliche Herzen rascher einte in der haltlosen Bereitschaft, dem Individuum ergeben zu sein, um der geliebten Patria zu dienen. In der nationalen Stille vor dem internationalen Sturm weckte der Ruf seiner Stimme, die im Geistigen wie im Natürlichen von einer erstaunlichen Fülle und Tiefe war, das stärkste Echo. Alle Gewissen waren vom Klang berührt, vom Ernst gerührt und plötzlich wach für ihre Pflichten. Der Widerhall ver-

tausendfache sich, bald war es kein einfacher Widerruf, sondern ein lebendiger, ja belebender Rückruf, keine Antwort, sondern eine Bitte, keine Verteidigung, sondern ein lautes Schuldbekenntnis: man klagte sich, unter seiner Führung, an, um reuiger und also mehrfach zu geben!

Die Gaben selber besaßen, noch dort, wo sie die Form und die Gestalt von Geldscheinen hatten, die Patina der Begeisterung: jede einzelne war ein Protest gegen die persönliche wie gegen die völkische Lauthheit, ein Ausdruck der inneren Einheit gegen den Druck der fremden Gemeinheit. Man entäußerte sich eines Opfers, um sich schon als Opfer der Bedränger äussern zu dürfen: J. B. Esch packte die Öffentlichkeit dort, wo sie am reinsten und nachhaltigsten empfand. Er riss auf, um hinzureissen, man blutete an den Wunden der Brüder und machte aus der Liebe das beste Mittel zur Heilung. Das ist die wirkliche Geschichte des «Kriegstagebuches», das von der Leserschaft diktiert und vom Redakteur Esch nur nachgeschrieben wurde.

Man höre den Tonfall der einzelnen Äusserungen, um die Lebendigkeit der Volksseele zu spüren, die gütig, weil christlich wie die Esch'sche war. Denn diese vibriert nun hier und immerfort als strahlende pars-prototo.

Aber sie enthüllt sich nicht in diesem Buch allein, sondern drückt sich, vergeistigter und kondensierter, in allen andern Schriften aus, die bald von den besten Freunden des Heimgegangenen als sein Vermächtnis gesammelt und veröffentlicht werden. Ich weiss aus eigenen Unterredungen mit dem einstigen Kollegen,

in welcher Weise er den geistlichen Freunden Direktor Alphonse Turpel und Pfarrer Joseph Busch zugetan war und wie er sich diesen geistigen Mitschreitern und Mitstreitern verbrüdert wusste. Deshalb darf ich zu erklären wagen, dass sie, vor allen andern, berufen sind, eine Auslese vorzunehmen, die genau den Intentionen des Verstorbenen entsprechen wird. Was er irgendeinmal nieder geschrieben hat, ist lang zuvor mit ihnen, in jenen leidenschaftlichen, mit Humor durchsetzten, mit Sarkasmen gespickten und mit der körperlichen und geistigen Wucht seiner überragenden Persönlichkeit beherrschten Diskussionen besprochen worden, die seine öffentliche Tätigkeit im kleineren Rahmen gleichsam verdoppelten. Sie kennen jede Tönung seiner weiten und fruchtbaren Ideen und dürfen also genau entscheiden, was in seinem Sinne Wert und Bestand verdient.

Sie haben, um das literarische Testament des Dachauer Helden zu erfüllen, in unermüdlichem Einsatz ihrer Kräfte, einen grossen Plan der Verwirklichung nahe gebracht: in mehreren Bänden sollen die Schriften J.B. Eschs der Nachwelt erhalten bleiben. Ein zusätzliches Werk gemeinschaftsbiographischen Charakters wird vor uns die ganze Gestalt des geistlichen und geistigen Führers beschwören und sein Wirken in der ganzen Fülle seines Umfanges aufzeigen. Die Publikationen selber werden in einem verlegerischen Unternehmen erscheinen, das den Namen des Toten auch von dorthier verewigen soll: in den «Editions J. B. Esch.»

So dürfte denn das Opfer der SS über das Krematorium hinaus seine geistige Aktivität fortsetzen und, in einem progressierenden Wellengang der Begeiste-

rung, die unbekanntes Generationen aufrütteln zu Taten, die Esch vor dem deutschen Einfall streng zu fordern wusste. Taten von Dauer, wie er sie selber gesetzt hat.

Es ist eine meiner grössten Genugtuungen, zu erleben, dass diese Aktionen nun in Satz und Druck bereit sind, neue Reaktionen auszulösen, die, ich hoffe und ich wünsche es, in rastloser Fortundfortwirkung die Gedanken eines Grossen fruchtbar machen, zu seinem verdienten Ruhme wohl, doch mehr ad majorem Dei gloriam, wie er das gewollt, gepredigt und gehalten hat.

Luxemburg, Ende Mai 1948.

Pierre Grégoire.

VOM SINN DES SINNLOSEN

Dieses Buch soll handeln vom Sinn des Sinnlosen.

Das Sinnlose ist der Krieg, der nun schon vierzehn Tage wütet. Hat nicht auch Mussolini ihn absurd genannt! Absurd, weil, wie der Papst gestern sagte, ein für alle ehrenvoller Friede hätte möglich sein müssen. Eine für alle annehmbare Lösung der Europa belastenden Fragen.

Beide waren es nicht. Wer die Schuld daran trägt, mag einmal die Geschichte untersuchen. Und wie der Ausgang sein wird, sei Gott und seiner Vorsehung überlassen. Uns kümmert einstweilen nur, was zwischen dem Anfang und dem Ende liegt: die Not, die Gefahr, die Vernichtung, die Grausamkeit, das Unmenschliche, die Widernatur, das Leiden und Massensterben, wie gesagt: der Sinn des Sinnlosen.

Das Unterfangen ist kühn, aber es ist notwendig. Die Menschheit steht vor einem furchtbaren Entscheid: Irre werden an sich selbst oder das Drama verstehen lernen in seinen Ursachen und Lehren, um endlich die Welt aufzubauen, nach der ihr tiefstes Sehnen geht.

Auch unser Volk steht vor diesem Entscheid. Es muss seelisch und geistig fertig werden mit dem Geschehen, das uns umbrandet und vielleicht sogar überrennt. Es muss darin eine gewisse Logik entdecken, die beiträgt, sich mit den Ereignissen abzufinden. Es soll auch ihren inneren Werdegang erkennen, um sich von Irrtümern und falschen Lebensauffassungen zu befreien, deren Versagen und Zusammenbruch am Grunde des Kampfes liegen. Es soll mehr noch und trotz allem die göttliche Führung sehen, weil nur sie die inneren Widerstandskräfte weckt, die intellektuellen und sittlichen Mächte, ohne die bloss ein stumpfsinniger Fatalismus oder die Verzweiflung übrigbleibt.

Das muss der Kriegsgewinn sein, den alle Völker und den besonders das unsrige nach dem Abflauen des Ringens einzustecken haben. Einen anderen gibt es nicht. Materiell werden alle verlieren, auch die Sieger. Und wenn dieser Weltbrand nicht endlich zu einer Revision der Weltanschauung führt, die seit Jahrhunderten die massgebende war, wird nichts gewonnen sein, wird alles Blut umsonst fliessen, alle Not umsonst in den Seelen brennen. Und wie der letzte Krieg, der diese Revision nicht brachte, wird auch der jetzige nur die Vorbereitung eines neuen werden.

Dieses Tagebuch will dem Luxemburger Volk helfen, seinen Kriegsgewinn zu machen. Es wird deshalb weder politischen noch militärischen Charakter haben. Es wird ihm auch nicht schwer, die Gebote der Neutralität zu wahren. Seine Feststellungen gelten für alle und gehen über alle Fronten.

Vielleicht liegt darin sogar die höchste Aufgabe der Neutralen. Die anderen ersticken im Waffenlärm und müssen ihre physischen und geistigen Kräfte auf die Verteidigung ihrer Grenzen konzentrieren. Uns sind die politischen Waffen aus der Hand geschlagen, auch die politische Feder, wir haben Zeit zur Besinnlichkeit. Ist sie deshalb nicht sogar unsere Pflicht, damit, wenn der Brand gelöscht ist, auch die andern am Kriegsgewinn der Neutralen reich werden?

GESPRENNGTE BRÜCKEN

In Schengen haben sie gestern die Brücke gesprengt. Schon zwei Wochen war es angekündigt. Und zwei Wochen lang lag über ihren Bogen wie die Wehmut eines Todgeweihten.

Von beiden Ufern klaffen die Bruchstellen wie grosse blutende Wunden. Und über die Trümmer poltern die Flusswasser, als sängen sie ein schadenfrohes Lied.

Brücken sind Symbole, und gesprengte Brücken sind es noch mehr. Symbole der Verbindung und der Trennung zwischen den Menschen. Brücken werden gebaut, wenn etwas Gemeinsames die Menschen zusammenführt, gesprengt, wenn die einigenden Bande zerrissen sind. Darum liegen Dynamit und Fernzündung zuerst in den Menschenherzen. Zuvor explodieren Geister und Gemüter und erst dann die Brückenpfeiler. Und zuerst rollen die Fluten freigewordener Instinkte über die Trümmer der

Vernunft, der Menschlichkeit und der Liebe, ehe der rasende Strom das Geröll des stolzen Bogens, der ihn überwölbt, in seine Tiefe reisst.

Soweit ich weiss, ist an der Westfront ausser der Schengener Brücke noch keine weitere zerschlagen worden. Die Symbolik ihres Einbruchs nimmt dadurch historische Grösse an. Bedeutet es nicht den neuen und vielleicht fatalsten Riss, der das christliche Abendland und seine Gemeinschaft auseinander-spaltet? Und hätte er geschehen können, wenn nicht vor kurzem im Osten eine Brücke zwischen zwei Ideologien entstanden wäre, die bis dahin unüberbrückbar schienen? Wohl kaum. Die Schüsse von Schengen werden darum in der Kultur- und Geistesgeschichte Europas ein langes und schauerliches Echo haben.

Ist es vielleicht auch deshalb, dass der lateinische und humanistische Süden, trotz angeblich für ewig geschlungener Bindungen, sich plötzlich in seinen Grenzen hält, weil er mit sicherem Kulturinstinkt erfasst, dass nicht mehr bloss Interessen der Einsatz des Kampfes sind und dass materielle Werte, so bitter ein Volk sie auch entbehrt, das Opfer des europäischen Gemeingutes niemals aufwiegen dürfen? Ich weiss es nicht, ich wünsche es nur.

Erst das Ende wird die Gewissheit bringen. Wird zeigen, ob die Brücke im Osten wieder fällt und die im Westen neu erstet. Ob endlich und endgültig eine christliche abendländische Kultur- und Lebensgemeinschaft möglich ist, deren höchste Güter Gott, der Mensch, der Geist und die Seele sind, die bindend und vereinigend wirken, oder ob sich die

Völker in selbstmörderischen Interessenkämpfen noch weiter trennen und einem vernichtenden Asiatentum die Wege ebnen, das schon jetzt auf der Lauer liegt und das von Natur aus Tyrannei, Ungeist und Feind alles Persönlichen ist. Wenn ja, wird alle die Schuld treffen, weil alle seit Jahrhunderten geholfen haben, die gemeinsame Lebensbasis Europas zu zerstören, und weil schon die meisten so oder anders nach dem Osten schielten.

Nur unter einer Bedingung kommt es nicht.

Wenige wissen oder verstehen heute noch, weshalb die Kirche in ihrer Sprache den Papst einen Pontifex nennt, das heisst einen Brückenbauer. Auch die Bischöfe haben diesen Namen, also das ganze kirchliche Lehramt. Warum? Etwa nur, weil das Christentum bestimmt ist, Brücken zwischen dieser und der anderen Welt zu schlagen? Keineswegs, sondern mehr und zuerst, weil es die Fähigkeit besitzt, die mit der menschlichen Natur gegebenen Gegensätze auszugleichen. Die Welt ist wesentlich Gegensatz: Materie und Geist, Leib und Seele, Gut und Böses. Und diese Gegensätze spiegeln sich in allen Lebensformen des Menschen wieder: individuell in der einzelnen Menschenbrust und ihren Konflikten, sozial zwischen den Gesellschaftsklassen und national zwischen den Völkern. Es ist dieselbe, aber durch die Sünde erhöhte Polarität, die der ganzen Schöpfung zugrunde liegt und die das Leben befruchtet, wenn die Spannung nicht übertrieben wird, die es aber vernichtet, wenn kein ausgleichendes Element dazukommt.

Dieses ausgleichende Element ist Gott, nur Gott und das Christentum. Haben die Alten dieses nicht

sogar geradezu als die Einheit der Gegensätze definiert, die unio oppositorum, wie sie sagten! Als die Neutralisierung aller sittlichen, sozialen und völkischen Spannungsfelder und als die erlösende Synthese der gewollten, weil notwendigen Gegensätze.

Gerade darum ist die Brücke in Schengen ein böses Symbol für das Abendland. Europa hat seine Brückenbauer verleugnet. Wird es nun endlich zur Besinnung kommen?

EIN FREILICHTTHEATER

Die Regierung hat Massnahmen ergriffen, um die Neugierigen von unserer Südostgrenze fernzuhalten.

Krieg und Neugier!

Ist denn sogar die grausigste Wirklichkeit, die menschliche Verirrung schaffen kann, zum Film geworden? Ist der Kriegsschauplatz ein Freilichttheater?

Kriege waren zu allen Zeiten wie das Leid und der Tod etwas Ehrfurchtgebietendes. Die Alten hatten dafür eigene Gottheiten. Das Christentum sieht in ihnen Strafgerichte des Himmels. Das fürchterliche Bild der apokalyptischen Reiter, das die Schrift gebraucht, erinnert an die Entfesselung teuflischer Mächte, welche die Menschheit überkommen. Und Christus selbst weinte, als er den Vernichtungskampf der Römer gegen Jerusalem und das Judentum voraussagte.

Nur eine unentschuld bare Vergröberung der Nerven und des Feingefühls kann den Krieg zum Schauspiel machen. Geht man denn in ein Sterbezimmer, um seine Neugier zu befriedigen und eine Sensation zu erleben? Um nachher prahlen zu können, dabei gewesen zu sein. Und degradiert man den Schmerz zum Objekt eines morbiden Vorwitzes?

Vielleicht haben die, welche in den letzten Tagen auf den Moselhöhen standen, an all das nicht gedacht. Aber sie hätten daran denken sollen. Sie waren es sich als Menschen und als Neutrale schuldig. Sie mussten spüren, dass ihr Gaffen und Schwätzen eine Profanation ist und eine Herausforderung an die, deren Tragik sie zum billigen Erlebnis entwürdigten.

Haben nicht schon unsere eigenen Landsleute die Besucher ihrer evakuierten Dörfer in den letzten Tagen als lästige Eindringlinge empfunden? Selbst gepeitscht von der Angst um Hab und Gut und sogar um das nackte Leben, wollten sie keine teilnahmslosen Zeugen ihrer Not. Wer weiss, dass sein Haus in Sicherheit ist und dass er abends ungestört darin schlafen kann, stellt sich nicht an den Strassenrand, um die traurige Prozession derer vorüberziehen zu sehen, die von dem ihrigen morgen vielleicht nur mehr rauchende Trümmer wiederfinden werden. Der lässt seine musternden Blicke nicht über deren verstörte Gesichter gleiten, um darin die Qual ihrer Seelen zu lesen, ohne dass er auch nur einen Finger rühren kann, um ihnen zu helfen. Solche Blicke wirken wie brennende Pfeile und

wecken die Empörung. Müssige Zuschauer im Unglück vergrössern nur die Pein.

Um wieviel mehr trifft das zu für die, welche buchstäblich mit dem Tode ringen. Im Krieg kämpfen die Völker um ihr Höchstes. Ihre Existenz steht auf dem Spiel. Ihre Opfer an Gut und Blut sind unendlich, ihr Leid ohne Mass. Ihre Ehre ist in Sieg oder Niederlage auch des einzelnen Angriffs in Frage. Ihre Jugend geht stumm in den Tod. All das zur Schaustellung machen, ist Sakrileg. Nicht umsonst hat die Sprache aller Völker den Ausdruck vom Altar des Vaterlandes geprägt.

Und wie oft kämpfen sie nicht bloss für sich, sondern auch für andere, vielleicht gerade für die, welche mit verschränkten Armen ihr Sterben als Augen- und Nervenkitzel missbrauchen und das Schlachtfeld mit einer Bühne oder einem Kinosaal verwechseln.

Das wäre keine Provokation! Mann, was würde der Vater empfinden, der dich sensationslüstern zuschauen sähe, wie sein Sohn im Sumpf der Schützengräben verblutet? Frau, was würde die Mutter sagen, die dich trockenen Auges fände, während ihr Kind im Granatenregen oder Bajonettkampf mit dem Todesschrei nach ihr zusammenbricht?

Ich weiss, so nahe bist du nicht bei der Schlacht, dafür bist du vielleicht zu feige. Aber all das geschieht in der herbstgrauen Ebene, dort, hinter den Wäldern, wo die Batterien donnern, und drüben jenseits des Flusses, wo in leeren Städten und Dörfern die schwarzen Wolken vom Einschlag der Geschütze aufsteigen. Und überall dorthin schweifen deine Blicke wie hungrige Jagdhunde, beutegierig, weil du es interes-

sant findest und es erleben willst. Natürlich, nur von ferne. Aber das ist keine Entschuldigung, es vergrössert sogar die Beleidigung.

Schäme dich, du entweihst das Heiligtum des Schmerzes, des Heldentums und des Todes.

Soll das neutrale und humane Luxemburg dieses Heiligtum wirklich polizeilich bewachen müssen?

HÖHLENBEWOHNER

Fast in allen Strassenecken ist jetzt das Wörtchen «Abri» zu lesen. Im letzten Krieg stand gleich auch die Übersetzung «Unterstand» dabei – ist deren Fehlen keine Neutralitätsfrage? – und beides war auf erklecklich grössere Schilder aufgezeichnet. Glaubt etwa unsere hochlöbliche Luftschutzverwaltung, dass wir heute mehr «Blick» für derartige Dinge haben und dass sie deshalb nicht mehr so stark in die Augen zu springen brauchen? Oder will sie mit ihrer vornehmen Diskretion nur unsere Nerven schonen?

Wie dem auch sei, ich liess mich schon zweimal durch die Stumpfnase von Pfeil, der sich schüchtern, als suche er selbst Unterschlupf, vor oder hinter dem Vermerk «Abri» duckt, verleiten, in die geborgene Tiefe eines solchen Schutzkellers hinabzusteigen. Zwar werden böse Zungen sagen, ich sei ein Angstmeier und habe mir zur Vorsicht die «Gelegenheit» angesehen oder nach dem dicksten «Dach» Ausschau gehalten. Aber auf ein bisschen Geschwätz mehr oder weniger kommt es zur Zeit nicht an, wo alle Gassen davon überfließen. Ich war also dort und

bereue es nicht. Mein Sicherheitsgefühl hat zum mindesten nicht gelitten. Sogar einigermassen wohnlich ist es drunten. Die Wände sind weiss gekalkt, Holzbänke stehen herum, Sanitätsabteilung, Telefon, Luftschächte, gassichere Verschlüsse und vielleicht auch einige Vorräte liegen bereit. Es verlaudet sogar, dass verschiedene Abris in leibhaftigen Kellern untergebracht sind, und sehr ängstliche Leute sollen sich die Frage stellen, wie sie die Unterständler nachträglich los würden.

Doch hatte ich eigentlich nicht vor, mich in Beschreibungen zu verlieren. Mir kam nämlich, obschon ich weder Historiker noch Prähistoriker bin, drunten die Erinnerung an die Steinzeit nicht aus dem Sinn, von der man, so ich nicht irre, sagt, dass die Menschen damals in Höhlen wohnten, weshalb man sie Höhlenbewohner nannte. Ich wurde diesen Gedanken darum nicht los, weil ich von dem Verlies aus, wo wir standen, an die Hunderttausende ähnlicher Schlupfwinkel in Paris, Berlin, London und weiss Gott, wo noch dachte und mir in schauerlicher Vision auf einmal klar wurde, dass die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts einen Teil ihres Lebens auch wieder in Höhlen zubringen und folglich mit demselben Recht Anspruch auf den Titel ihrer Altvorderen aus der Steinzeit erheben dürfen.

Von dem Augenblick an war ich vernichtet. Ich fragte mich, ob überhaupt ein Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Höhlenbewohnern sei, und fand im Grunde keinen wesentlichen, höchstens den, dass die Steinzeitler in einer Aufstiegsperiode standen und wir in voller Dekadenz sind.

Das Tageslicht gab mir nur halb das Bewusstsein wieder. Ich fühlte in mir den angeblichen Kulturmenschen fürchterlich gedemütigt. Nebenan rasten die Autos, ein Zug brauste in der Ferne, unten rauchte ein mächtiger Industriebetrieb und weckte die grandiose Vorstellung der modernen Technik und ihrer Wunder des Verkehrs, des Wohnungsbaus, der Ernährung, der Bequemlichkeit, der Verbindung zwischen den Menschen. Aber der Schmerz bohrte weiter: Du bist ein Höhlenbewohner! Mitten in die Lichtkegel der allmählich aufflammenden Strassen malte sich immer wieder, auf dem Hintergrund der Villen und Paläste, der schwarze Schlund eines Felsen­eingangs mit dem Pfeilwort «Abri» und mit gasdichten Türen, und Schattengestalten rannten darauf zu, als seien sie gejagt, und man konnte nicht sehen, ob sie blutendes Wild mit sich trugen oder zuckende Menschenleiber.

Ich riss mich aus diesen Träumereien. Ein Fluch war auf meinen Lippen, ich unterdrückte ihn hastig. Nein, Technik und Fortschritt sind nicht Schuld daran. Schuldig ist der Mensch und seine Sünde.

NOMADEN

Bis acht Tage vor Kriegsausbruch weilte ich ferien- und vorwitzhalber in London. Ich wohnte an der nördlichen Peripherie, in Finchley, in einem Schwesternkloster, dem eine grössere Mädchenschule angegliedert ist.

Noch in der dritten Augustwoche war die Stadt ruhig. Tagsüber – von der Nacht müsste mein

schlafloser Freund berichten – strichen wohl dauernd einige Bomber durch die Höhennebel. Im Hyde-park begegnete man auch gelegentlichen Abwehr-batterien, die weitere in sonstigen Stadtteilen ver-muten liessen, und einzelne Fesselballons dösten mit schlaffen Wänsten zwischen den Anlagen. Aber von grösseren militärischen Vorbereitungen war nichts zu merken. Der Londoner People lagerte zu Tau-senden auf den Rasenflächen oder rannte seinen Bällen nach, als gehörten die Flakgeschütze zu den selbstverständlichen Zielstücken seiner Erholungs-plätze.

Erst der Abschluss des deutsch-russischen Nichtan-griffspaktes und die erste ausserordentliche Sitzung des Parlamentes brachte die Aufwallung. Nebenbei bemerkt: es gelang mir nicht, wie nach Downing-street während eines Kabinettsrates, auch in diese Sitzung hineinzukommen. Ein befreundeter engli-scher Abgeordneter, der mir sicher manche interes-sante Türe geöffnet hätte, war am Tage nach meiner Ankunft tödlich im Flugzeug abgestürzt. Wie gesagt, gerieten die Gemüter nun ordentlich in Bewegung. Die Spezialausgaben der Londoner Blätter fanden reissend Absatz. Deutsche und Franzosen, die zu den-selben Zwecken wie ich selbst in England weilten, packten ihre Koffer, selbst wenn sie ihren Mobilisa-tionsbefehl Hoch nicht erhalten hatten. In den Wan-delgängen des Parlamentes, vor dem zu Beginn der Sitzung «Sandwich»-Männer auf grossen Tafeln den Namen Churchill herumtrugen, konnte man als Schlussfolgerung lebhafter Diskussionen öfters hören: Jetzt muss Krieg werden! Als Eden einmal erschien, fanden sogar zwei ältere Damen, er und Church-

ill seien die einzigen Leute, die England retten könnten. Ein ungarischer Journalist, der mit mir wartete, zitterte für seine Heimat. In der Stadt begannen sofort die Massnahmen zum Schutz der öffentlichen Gebäude. Schon am nächsten Tag gelangte ich nicht mehr ins British Museum, wo wir eine Zusammenkunft mit einem früheren Prager Universitätsprofessor, der in der Nationalbibliothek arbeitet, verabredet hatten. Er kam zu uns heraus. Ich kannte ihn sehr wohl von anderen Begegnungen. Er war pessimistisch. Und sagte bestimmt für die folgende Woche den Krieg voraus.

Um diese Zeit fiel auch zum ersten Mal das Wort Evakuation.

Bei den Schwestern war helle Aufregung. Wie alle Schulen hatten sie die Verpflichtung übernommen, im Ernstfall die Kinder, obschon dieselben in Ferien weilten, auf ein grosses Landgut in Nordengland zu bringen. Die Eltern selbst drängten nun darauf. So waren wir Augenzeugen vielleicht der ersten Evakuation, die in London stattfand.

Drei oder vier riesige Autobusse fuhren endlich davon. Die Kleinen waren voll hellster Freude. Am Strassenrande standen die Mütter. Viele sahen ihnen weinend nach. Der seltsame Kontrast schnitt einem brennend in die Seele.

Evakuation!

Seither sind Millionen so weggefahren. Nicht nur in London, auch in Paris und in deutschen Städten. Zahllose andere konnten oder durften nicht einmal fahren. Sie gingen in Tagesmärschen ihrem ungewissen Ziel entgegen. Die halbe Menschheit ist heute auf der Flucht vor der anderen Hälfte.

Zum Höhlenbewohner kommt der Nomade.

Warum? Furchtbares Geheimnis modernen menschlichen Seins. Vielleicht deshalb, weil sie zuerst und lange vorher geistig Nomade war.

ABWEHR DER KLEINEN

Gestern hat unsere Radioverwaltung mitgeteilt, dass sie ihre Sendungen vollständig einstellen wird. Auch die paar Konzerte und die Übermittlung der Regierungsbeschlüsse – soll etwa alles beschlossen sein? – kommen damit in Wegfall. Luxemburgs grosse Stimme hüllt sich damit in Schweigen.

Als Grund dafür wird der Missbrauch unserer Wellenlänge durch das Ausland angegeben. Unser Schweigen ist damit eine Anklage, ein Protest und eine Abwehr.

Die Abwehr der Kleinen.

Wir müssen in dieser Zeit den Lebewesen gleichen, denen die Natur zum Schutz ihrer Hilflosigkeit einen Panzer wachsen lässt, unter den sie sich im Augenblick der Gefahr zurückziehen. Der Vergleich ist deshalb nicht schön, weil er an einige nicht sehr adelige Vertreter aus dem Stamm der Mollusken erinnert. Vielleicht liegt dem Luxemburger der mit einer andern Spezies besser, die sich in ihr Dornenfell einrollt und dem Angreifer wenigstens nicht ganz passiv gegenübersteht. Aber Zweck und Idee sind dieselben: Klein und unsichtbar werden. Ohnmacht und Schweigen sind unsere Stärke.

Eine Schande für uns ist das nicht, weil es keine Ehre für die Grossen ist, uns auf diese Weise zu be-

herrschen. Vielleicht haben wir bisher auch etwas übermässig Geräusch in den Himmelsräumen gemacht, so dass eine Busszeit nichts schadet. Oder wenigstens eine Bedenkzeit.

Der Rückzug in den Panzer des Schweigens soll deshalb keinen Verzicht auf Lebensansprüche bedeuten. Soll auch keine Kirchhofsruhe und kein Winterschlaf sein. Der Panzer hat Ausgucklöcher in die Welt und was darin vorgeht. Wir werden die Wandlung, welche die Menschheit inzwischen durchmacht, nicht übersehen. Wir haben besonders Zeit, während die andern sich in den Haaren liegen, zu überlegen, was die Menschheit eigentlich braucht und was gerade wir ihr geben können. Es wäre möglich, dass wir nachher dann nicht mehr grade dort anfangen, wo wir eben aufgehalten haben.

Oder nicht?

Haben wir, so lange uns eine der mächtigsten Stimmen des Erdballs zur Verfügung stand und jeder uns hören durfte, alles getan, damit wir niemals zu schweigen brauchten? Haben wir oft und hartnäckig genug den Glauben, die Hoffnung und die Liebe des Friedens gepredigt? Die zehn Gebote der Völkerversöhnung? das Dogma der Verständigung? Haben wir oft genug Leute derselben Überzeugung aus allen Ländern dasselbe über unsere Wellen sagen lassen, sie mit unsern Wellen hierher gerufen, sie zusammengeführt und zu Freunden gemacht? Wenn der Friedensgedanke heute nicht tief genug in die Geister und Herzen eingehämmert ist, fehlen dann nicht auch unsere Hammerschläge? Und wenn die Völker noch zu oberfläch-

lich, zu wenig ernst, zu frivol, zu verjazzt sind, haben wir dann keine Schuld daran? Wäre es nicht sogar unsere Aufgabe, weil unsere Existenz davon abhängt, weitmehr in die kulturelle und auch religiöse Tiefe zu arbeiten? Mehr wirkliche Werte zu vermitteln? Denn der Krieg, der eben wütet und auch uns bedroht, ist letzten Endes nichts anders als eine geistige Hungerrevolte der Menschheit. Der Krampfanfall eines seelisch Blutarmen.

Also schweigen, aber nicht wie ein Grab, sondern wie werdendes Leben.

MIR WOLLE BLEIWE WAT MIR SIN

Während der Unabhängigkeitsfeiern und lange nachher leuchtete einem auf der neuen Brücke von der gegenüberliegenden Transformatorenstation eine Karte des Landes mit unserm Wappenlöwen entgegen. Und oben, am Fries des Baues, lief in Riesenschrift das uns so vertraute: «Mir wolle bleiwe, wat mir sin».

Seit einiger Zeit sind beide verschwunden. Wahrscheinlich seit Beginn des Krieges. Nur die Stelle, wo das Wappen angebracht war, zeichnet sich noch im Efeu der Mauer ab. Das Rankenwerk ist direkt bleich und verkümmert, und es wird einige Monate dauern, bis das volle Grün die letzten Spuren überwuchert hat.

Eine gewisse Trauer beschleicht das Gemüt beim Anblick dieser Leere.

War es wirklich notwendig, diese Erinnerungszeichen gerade jetzt zu entfernen? Wurde das von irgendeiner Stelle verlangt? Waren auch sie unvereinbar mit unserer Neutralität und muss das Schweigen sich sogar auf den Refrain unserer zweiten Nationalhymne beziehen?

Das wäre die Ängstlichkeit etwas weit getrieben. Es würde an das Aufgeben der berechtigten Lebensansprüche grenzen. Und wer schon in ihnen eine Provokation sähe, könnte nur böse Absichten hegen, die er auch so noch verwirklichen würde.

So weit dürfen wir in der Selbstverleugnung nicht gehen. Wir brauchen uns nicht zu entschuldigen, dass wir überhaupt da sind.

Das Entfernen der Embleme an der Fassade über dem Petrusstal darf deshalb kein Symbol sein. Sie sollen im Gegenteil heller als je in unseren Seelen weiter leuchten. Sie sollen unser Leitstern im Stürmen der Zeit werden. Wir haben sie auf den Wellen unserer Begeisterung vor Monaten hochgetragen. Es wäre Frevel, sie zur Stunde der Not mit eigener Hand auszulöschen.

Das darf nicht geschehen. Wir glauben an uns und rüsten zur Verteidigung. Unsere Front ist nach innen: gegen Kleinmut, Feigheit und Drückebergerei. Unsere Waffen sind Lebensbejahung, Arbeit und Opferbereitschaft.

Denn unser Verschwinden würde tatsächlich eine Leere hinterlassen. Etwas würde im europäischen Gesamtbild fehlen, so wie jetzt das lebendige Grün an der Mauerstelle fehlt, wo das Wappenbild hing. Wie diese würde unser Platz allerdings wieder über-

wuchert, aber es wäre die Überwucherung eines Grabes und einer Ruine.

Das Grab der Liebe und die Ruine der Gerechtigkeit.

INNERE VERTEIDIGUNG

Die Regierung hat beschlossen, unsere Armee provisorisch zu verstärken. Wir rüsten also auf.

Doch scheint bis jetzt kein Protest des Auslandes vorzuliegen. Und, was viel unerwarteter ist, auch keiner aus dem Inland. Ein paar Gendarmen oder Förster mehr wirkten sonst bei nun sehr schweisamen Leuten furchtbar alarmierend. Not lehrt also noch andere Dinge als beten.

Natürlich hat die Regierung recht. Nur ist es traurig, dass die, welche im gewöhnlichen jede Erhöhung unserer militärischen Bestände verschreien, es zuerst selbst am ärgsten mit der Angst zu tun haben müssen, damit solche Massnahmen ungestört durchgehen können. Das Grotteske dieser Tatsache wird uns hoffentlich zur Lehre, auch auf anderen Gebieten. Sicher ist es nicht. Viele denken normal nur in anormalen Zeiten und umgekehrt.

Soll übrigens die Regierung nicht auch deshalb solange gezögert haben, weil sie voraussieht, dass nach Beendigung des Krieges für sie, gerade wegen dieses zusätzlichen Militärs, ein anderer Krieg beginnen könnte. Die Angreifer sind leicht zu erraten. Und die Angriffe würden ungefähr folgendermassen geführt: «Diese hundertfünfzig jungen Leute haben

sich in Stunden grosser Gefahr dem Lande zur Verfügung gestellt. Sie standen zwei, drei oder mehr Jahre in seinen Diensten. Sie haben vielleicht gute Gelegenheiten verpasst, sich eine dauernde Anstellung zu suchen. Sie haben auch sonst grosse Risiken übernommen, und ihr Sold war gering. Zwar sind ihnen die Bedingungen ihrer Anwerbung bekannt gewesen. Aber nun, da alles vorüber ist, haben sie doch Recht darauf, dass der Staat sich ihrer annimmt. Ihre Ausbildung und die gesammelte Erfahrung befähigen sie zu zahlreichen Posten. «Mit ein bisschen gutem Willen» kann die Regierung helfen.

Dieser Krieg droht uns sicher, und der Ausgang ist ungeheuer zweifelhaft. Wir müssten denn von der Bildfläche verschwinden, oder unsere Kammer nie mehr einberufen, oder die Regierungsbüros für Abgeordnete in eine Klausur verwandeln.

Ist damit nicht die Frage unserer inneren Verteidigung überhaupt aufgeworfen? Könnten die Luxemburger Staatsbürger nicht ganz anders dafür herangezogen werden? Müssten sie es nicht sogar? Haben wir vielleicht deshalb so wenig Nationalgefühl, weil wir eigentlich nie bewusst und pflichtgemäss zur Verfügung der Nation stehen? Weil wir nie bereit sein müssen weder zum letzten Einsatz noch zu spürbaren Opfern an Zeit, Gewinn und Freiheit. Erst die Gefahr und ihre Abwehr schaffen die Gemeinschaft.

Und sie schaffen mit der Erziehung dazu auch höhere Werte, sie können es wenigstens. Oder fällt es nicht auf, dass andere Völker, die wirklich im Kriege sind und mit Gut und Blut eintreten, sich viel ruhiger und würdiger verhalten als manche

Kreise bei uns, denen bisher kein Haar gekrümmt wurde? Dass sogar das alltägliche, soziale und kulturelle Leben bei ihnen viel ungestörter weitergeht als in unserm Lande?

Das setzt grosse seelische Reserven an Starkmut, Lebenswillen, Disziplin, Gemeinschaftssinn und darum an Lebensfähigkeit voraus, die diesen Völkern sicher nicht vom Himmel gefallen sind. Die sie vielmehr in selbstverständlichem und uneigennützigem Dienst an der Nation, im Kampf und Opfer für sie und im Willen zur letzten Einsatzbereitschaft erworben haben. Fehlt uns nicht eine gewisse seelische Stählung und das gelassene Bewusstsein, dass unser Leben jeden Augenblick gefährlich und leid voll werden kann?

Wir brauchen keine Kopie ihrer Einrichtungen. Aber können wir nichts daraus lernen?

AUFMUNTERUNG ZUR ILLUMINATION

Wir sollen also unser Licht leuchten lassen.

Die Regierungsstelle für Luftschutz hat nämlich gerade wegen der eventuellen Fliegergefahr von der Verdunklung abgeraten. Sogar die Anregung liegt in ihrem Erlass, noch mehr Lichter aufzustecken.

Vielleicht könnten wir, wie einer für Belgien vorgeschlagen hat, Neonröhren unsere Grenzen entlang anbringen. Tatsächlich sollen in Dänemark bereits Versuche in diesem Sinn gemacht werden.

Zwar nicht mit Neonröhren, aber doch mit wirklichen Grenzlampen.

Von sehr hoch müsste das ein prächtiges Bild sein. Das Land würde nicht übel einem Stern gleichen. Einem Friedensstern?

Einige Vorteile hätte das System. Dieser leuchtende Zaun würde auch die Gebiete schützen, die im gewöhnlichen nicht erhellt sind, selbst unsere Dörfer und Flecken. Ein Irrtum wäre kaum möglich, da man aus etwas Höhe wohl von einer Grenze zur andern sieht, die Flieger sich also sagen müssten, alles was in der feurigen Pferche drunten liegt, geht uns nichts an.

Leider bestehen auch Bedenken dagegen. Das scharfe Abstecken der Grenze wäre für die Bomber eine sichere Führung. Es wäre sogar ein aufdringlicher Wegweiser zum Nachbar, der wahrscheinlich nicht drauf hält, die so abgeleiteten Besucher eines Neutralen bei sich zu empfangen, besonders, wenn in der Grenzgegend militärisch wichtige Positionen liegen. Schon die Beleuchtung unserer grösseren Grenzortschaften könnte diese Wirkung haben. Man brauchte sich darum nicht zu wundern, wenn unsere Luftschutzbehörden von den kriegführenden Mächten gebeten würden, ihre Aufmunterung zur Illumination zu widerrufen.

Übrigens könnten auch für uns selbst Nachteile daraus entstehen. Liegt darin nicht etwas wie die Einladung an kämpfende oder verfolgte Flieger, sich über unser Territorium zu flüchten, in der Hoffnung, dem Feind zu entgehen? Oder doch die, das Land ruhig zu überqueren, weil keine Gefahr von unten droht? Was ursprünglich als Schutz

unserer Neutralität gedacht war, könnte dadurch zu ihrer Verletzung beitragen.

Sogar das liebe Licht hat also in diesem Fall zwei Seiten.

Überhaupt! Was vermögen wir gegen die Finsternis, die auf Europa liegt?

Und wer hat gesagt: Ich bin das Licht der Welt?

KONGREGATION DER TAUSEND-FRANKEN-MÄNNER

Das «Memorial» brachte gestern Steuerbestimmungen, die für unsere Verhältnisse schon als streng anzusehen sind. Allerdings gelten sie nur für Summen, die über tausend Franken gehen. Aber mancher, der seinen Vorwitz nicht beherrschen konnte und die rote Botschaft, die ihm dieser Tage ins Haus kam, schon gelesen hat, wird festgestellt haben, dass er seit letztem Jahr in die Kongregation der Tausend-Franken-Männer aufgenommen wurde und darin sogar ein Ehrenpöstchen bekleidet. Die Gratis-Gebrauchsanweisung zu seiner Mitgliedskarte, die ihm das «Memorial» nun nachschickt, wird er deshalb nicht übersehen dürfen.

Es wäre natürlich von Interesse, die wirklichen Gründe zu erfahren, welche die Regierung veranlassten, unsere löbliche Steuerverwaltung aus ihrer Gutmütigkeit aufzuscheuchen. Dieselbe muss das nicht gerade sehr alltägliche Gefühl haben, sich im

Alarmzustand zu befinden, dem unfehlbar beim demnächst einsetzenden Ansturm der Steuerpflichtigen die reinste Belagerung folgen wird. Soll vielleicht nur beabsichtigt sein, die Angst derer zu beschwichtigen, die jüngst wissen wollten, unsere Staatskassen seien leer? Das wäre etwas viel Rücksicht auf Kosten der anderen, die wegen des Staatsäckels keine schlaflosen Nächte haben. Es könnte sogar die Rechtfertigung dieser Angst sein! Wunderzunehmen brauchte es jedenfalls nicht, wenn schon heute hier oder dort in faustdicken Buchstaben zu lesen wäre, nun habe die Regierung selbst den Beweis erbracht, dass in ihren Kassen eine hoffnungslose Ebbe herrscht.

Zum Glück sind andere Motive sichtbar.

Schlägt man eine Zeitung auf oder liest man sonstwo den Versammlungsbericht irgendeiner Berufsorganisation, springen einen gleich Dutzende von Forderungen an, die der Staat zu erfüllen habe. Bald sind es solche nach Arbeitsbeschaffung für Millionen, bald solche nach Krediten, bald die nach Arbeitslosenunterstützungen, die reinste Litanei. Wie schon der letzte Krieg und seine Nachwehen droht auch dieser die Idee des Fürsorgestaates noch tiefer in der öffentlichen Meinung zu verwurzeln. Der Schrei darnach gellt schon jetzt in einer Weise durchs Land, dass einem die Ohren davon sausen. Man fragt sich betroffen, wie weit wir mit all dem gekommen sein werden, wenn der Krieg einmal vorüber ist. Stehen wir vor der letzten Etappe zur Verallmächtigung der staatlichen Gewalt?

Es ist deshalb ausserordentlich heilsam, wenn die Regierung, ehe sie sich zu den ihr aufgezwun-

genen Leistungen entschliesst, mit brutaler Unmissverständlichkeit spüren lässt, dass der Staat nur geben kann, was wir selbst ihm vorher gegeben haben. Dass es also eine verderbliche Fiktion und Selbsttäuschung ist, den Staat als ein von uns verschiedenes und mit unerschöpflichen Mitteln ausgerüstetes Wesen zu betrachten, das nur auszuteilen und nicht zu sammeln braucht.

An dieser Fiktion sind die Rechte und Freiheiten von Millionen zu Grunde gegangen. Eine Warnung ist also notwendig.

Nach gut Luxemburger Art werden wir uns darum die nächsten Wochen über die hohen und sofort fälligen Steuern masslos ärgern. Aber für einmal wollen wir auch die Lehre beherzigen und die wahren Schuldigen ausfindig machen. Diese Schuldigen sind zweifellos wir selbst. Wir möchten nehmen, aber nicht geben, und laufen deshalb Gefahr, dass der Staat uns immer mehr in Beschlag nimmt.

Soll etwa auch hier wahr sein, dass Geben seliger ist als Nehmen?

LUXEMBURGER PROBLEME

Die Aufregung um die Schliessung der Läden und Wirtshäuser zu einer vorgerückten Stunde scheint sich gelegt zu haben. Die Gründe sind indes für die eine und die andere Kategorie sehr verschieden. Für die Läden haben die Besitzer selbst auf dem einmal gefassten Beschluss bestanden und damit die Kritiker zum Schweigen gebracht. Für die Wirts-

häuser wurde dagegen eine Änderung durchgesetzt, und erst darnach hörten die Proteste auf.

Ob diese Feststellung den Männern zur Ehre gereicht, könnten vielleicht am besten die Frauen sagen. Ob der Unterschied überhaupt gemacht worden wäre, wenn die Regierung vorher ein Referendum in ihren Reihen veranstaltet hätte? Wahrscheinlich nicht. Allerdings soll ihnen jedes Verständnis dafür abgehen, dass zum feuchten Beisammenhocken und bis jetzt zur Biertischstrategie ein gewisser Grad von Dämmerung unbedingt von Wert ist.

Interessant wäre auch, zu wissen, welche abendlichen Pilgerfahrten zwischen den Gemeinden mit verschiedenen Schliessstunden unternommen werden.

Doch lässt sich noch eine andere und ernstere Beobachtung machen.

Allgemein wird nämlich gerühmt, dass die Termine rigoros eingehalten werden. Für die Läden nimmt das nicht weiter wunder, die Versuchung, die Vorschriften zu übertreten, ist hier bedeutend geringer. Aber für die Wirtshäuser! Und mehr noch für eine bestimmte Sorte anderer Lokale, die unserm Rufe nicht gerade vorteilhaft sind! Trotzdem sollen alle Disziplin zeigen. Ist es die Gesetzestreue der Inhaber oder die Gewissenhaftigkeit der Gäste oder das verschärfte Auge der Behörden, Tatsache sei, dass sich im Vergleich zu sonst überhaupt kein Vergleich aufstellen lasse. Oder sollen die Hinterstübchen nur noch raffinierter abgedichtet und die Alarmposten nur entsprechend wachsamer geworden sein?

Wenn dies letzte der Fall wäre, müssten wir uns schämen. Müssten erröten angesichts der Völker, deren Radiostationen fast nach jeder Sendung Erlasse ihrer Regierungen verkünden, mit der ganzen Strenge militärischer Sanktionen im Hintergrund. Wir haben nicht das Recht zu schwelgen, während andere bluten. Der Anstand verbietet es, und auch die Gerechtigkeit. Es wäre wie eine Herausforderung des Schicksals, dem auch wir einen Tribut schuldig sind.

Wenn aber tatsächlich die Ordnung eingehalten wird, ist endlich der Beweis erbracht, dass sogar bei uns mit Zuständen aufgeräumt werden kann, die moralisch und national seit langem eine böse Wunde sind und gegen die wir angeblich immer ohnmächtig waren. Zwar ist es nicht sehr ehrenvoll, dass erst der äussere Druck uns die nötige Energie zum Handeln gab und dass der Zwang erfolgreicher ist als die Erkenntnis. Doch bleibt die Wirkung trotzdem begrüßenswert und vielleicht ist sie sogar eine dauerhafte. Denn was auf diesem Gebiet in anormalen Zeiten verwerflich ist, wird nicht gut und zulässig in normalen, besonders wenn es sich um die physische und sittliche Gesundheit eines Volkes handelt.

Und um diese handelt es sich. Alkoholismus und öffentliche Sauberkeit sind leider auch Luxemburger Probleme, und dies nicht nur während eines ausländischen Krieges, sondern auch in Friedenszeiten und vielleicht sogar gerade dann. Es ist darum eine sträfliche Inkonsequenz, die diesbezüglichen Gesetze nur restlos durchzuführen, wenn an unsern Grenzen die Kanonen donnern. Als ob diese Probleme und

ihre Trabanten nicht bleibende Feinde wären und darum eine ständige innere Front, die uns so gefährlich werden kann wie jede äussere. Vielleicht fallen sogar einmal an dieser Front die Würfel über die Existenz unseres Landes.

Denn es sterben auch Völker mitten im politischen Frieden.

UNSERE NEUE IDENTITÄTSKARTE

Ab nächsten Sonntag wird jeder wenigstens fünfzehn Jahre alte Luxemburger im Besitz einer Identitätskarte oder eines Passes zu sein haben. Er wird obendrein das eine oder andere dieser Dokumente bei sich tragen müssen, um Rede und Antwort geben zu können, dass er auch wirklich er ist und kein anderer.

Kindern soll die Verbriefung ihrer Identität sogar um den Hals gehängt werden. Salomonische Urteile werden also noch seltener.

Es mag für viele unserer Mitbürger ein erhebendes Gefühl sein, eine staatliche Verbürgung ihrer Persönlichkeit in der Tasche zu haben. Denn es liegt darin der Ausdruck einer nicht geringen behördlichen Sorge um Wohl und Schicksal der einzelnen, die sicher zur Steigerung des individuellen Wertebewusstseins beiträgt. Für einmal erkundigt sich die oberste Gewalt nicht um uns wegen der Steuern oder anderer Schikanen.

Auch scheint, dass diese Ausweispapiere dazu bestimmt sind, im Falle einer Evakuierung über die Grenzen Dienste zu leisten. Das will natürlich nicht sagen, dass wir uns überhaupt reisefertig machen müssen. Zwar haben nicht wenige ihre Rucksäcke schon gepackt – Fachleute sind der Ansicht, Rucksäcke seien für solche Zwangsspaziergänge am geeignetsten und die einschlägigen Geschäfte sollen ausverkauft sein, – aber sie werden ihre darin verstaute Käse- und Wurstvorräte wohl noch oft erneuern müssen, sollen dieselben nicht bald allein auf Wanderschaft gehen. Trotzdem hat auch dieser Zweck unserer Legitimationspapiere seinen Sinn. Oder soll dahinter nicht die Warnung stecken, dass wir in einem befreundeten Nachbarland nur aufgenommen werden, wenn und weil wir uns als Luxemburger präsentieren können? Damit ist also ein ganz unerwartetes Mittel gefunden, das Luxemburger-tum im Kurse zu steigern.

Niemand konnte es deshalb als Last empfinden, sich unter diesen Umständen staatlich abstempeln zu lassen.

Lästermäuler behaupten sogar, das Schlange-stehen vor den Polizeibüros sei eine viel echtere patriotische Kundgebung gewesen als unsere Jahrhundertfeiern. Denn wer wollte behaupten, dieser Andrang sei aus der Angst zu erklären, nicht gerüstet zu sein für die Flucht, oder aus dem begeisterten Gehorsam den behördlichen Anordnungen gegenüber?

Wie dem auch sei, mit unserer offiziell beglaubigten Identität dürfen wir getrost dem Schicksal

entgegensehen. Wir können nun schriftlich nachweisen, dass wir weder zu einer gefährlichen noch annexionslüsternen Nation gehören, und werden wohl deshalb allein schon überall im heutigen Europa als Kuriosum aufgenommen. Und sollten wir auch in die ganze Welt zerstreut werden, wir werden wiedergefunden, was eine nicht verachtenswerte Garantie für den Fortbestand unserer völkischen Gemeinschaft bedeutet. Übrigens ist unsere Unterschrift auf der Karte oder im Pass zugleich eine Verpflichtung zum Land, von dem wir in schwerer Stunde den schützenden nationalen Charakter empfangen, so dass revolutionäre Anwendungen, wie sie gerne nach Kriegen vorkommen, doppelt Verrat wären. Auch darin liegt eine Sicherung für die Zukunft.

Wir dürfen uns deshalb in jeder Hinsicht beglückwünschen.

Und für die andere Evakuierung?

Oder ist das Leben keine?

VOLKS-GASMASKEN

Wir werden also Volks-Gasmasken erhalten. Oder vielmehr, man nimmt an, dass die Bemühungen darum von Erfolg gekrönt sein werden und wir sie dann erhalten. Was geschieht, wenn der Erfolg ausbleibt, wird wohl noch rechtzeitig mitgeteilt.

Warum man die Dinger eigentlich Volks-Gasmasken nennt, ist vorläufig ein Geheimnis. Dass sie für das Volk bestimmt sind, kann der Grund nicht

sein, weil die offiziellen Erlasse sonst auch von Volks-Wasser, Volks-Elektrizität, Volks-Brot, Volks-Eisenbahn und dergleichen sprechen würden. Denkt man dagegen an die schon geläufigeren Ausdrücke wie Volks-Auto oder Volks-Radio, die popularisierte und deshalb billigere und weniger perfekte Apparate bedeuten, so kommt man zu der nicht sehr tröstlichen Schlussfolgerung, dass es auch Bessere-Leute-Gasmasken gibt. Der Unterschied könnte nur darin liegen, dass die einen sicherer sind als die anderen, was mit unsern demokratischen Grundsätzen völlig unvereinbar wäre, die ersten müssten denn aus Edelmetall und die anderen aus ordinärem Blech bestehen, beide Sorten aber gleich gut funktionieren.

Zur Beruhigung der Gemüter wäre deshalb etwas Aufklärung am Platz. Vielleicht sagt man in Zukunft am besten kurzerhand, es seien Gasmasken feil und dahinter fühle sich eine Volksnase genauso geborgen wie jede andere.

Bis die Vermessungen aller Nasenbeine und Kinnspitzen vorgenommen sind, wird übrigens einige Zeit vergehen.. Es wäre auch nicht uninteressant, zu erfahren, wie sich die Luxemburger auf die drei vorgesehenen Grössenkatogorien verteilen und ob daraus Schlüsse auf unsere physischen und geistigen Fähigkeiten zulässig sind. Nase und Kinn sollen ja in engem Zusammenhang mit seelischen Veranlagungen stehen. Unsere Statistiker und Volks-Psychologen könnten dadurch nutzbares Material für tiefere Studien über die species luxemburgensis erhalten.

Leider ist nicht sicher, dass alle Luxemburger sich vermessen lassen, weil das Tragen der Masken

im Gegensatz zu anderen Ländern nicht obligatorisch ist. Oder sind wir auch auf dem Wege dazu? Vielleicht wäre ein Obligatorium sogar angebracht, weil sonst eine Spaltung unsers Volkes in Maskierte und Nicht-Maskierte entsteht, von denen dann die ersten als Angsthasen und die zweiten als Heldenmenschen gelten. Das könnte zu einer neuen Art von Klassegegensätzen führen und sogar von Klassenkämpfen, in denen die Waffen Spott und Witzeleien wären und die unsere mühsam errungene nationale Einheit wieder gefährden würden. Die verehrliche Luftschutzkommission ist also gebeten, auch die soziale und politische Seite der Frage zu studieren und das geringere Übel zu wählen, damit sie nicht mehr Unheil stifte als Gutes.

Zum Überfluss muss auch schon vor dem Ersatz gewarnt werden. Potztausend! Die wirklichen Masken sind bereits ein Ersatz für unsere unzulänglichen Nasen. Wer will deshalb im Ernst an Ersatz des Ersatzes denken? Übrigens wird die Natur, wenn die Menschheit mit ihren Gasgeschichten fortfährt und das Bedürfnis, wie es heisst, wirklich das Organ schafft, sich auf die Dauer vielleicht selbst ein Abwehr- und Filtrierinstrument wachsen lassen. Wenn dieses auch nur von ferne den heutigen Masken gleicht, werden unsere Nachfahren ihre ästhetischen Begriffe gründlich revidieren müssen.

Arme Menschheit!

Wie, wenn die Völker früh genug Masken gegen andere Giftatmosphären aufgesetzt hätten!

Wieviele Universitätskatheder und angebliche Philosophenstuben waren die ersten Giftgaslaboratorien!

VERIRRTE GESCHOSSE

Mein Herr Kollege von der Lokal-Chronik, der nebenamtlich zugleich unser Kriegsberichterstatter an der Dreiländerecke ist, meldete gestern, in der Gegend von Wintringen seien «verirrte» Geschosse niedergegangen.

Ich weiss nicht, ob das ein Fachausdruck seiner Zunft ist, und möchte mich auch keineswegs in seine Literatur mischen. Aber ich muss gestehen, dass mir diese Bezeichnung peinlich ist. Gebraucht man sie nämlich in unkriegerischer Prosa, so weckt sie die Vorstellung des Abkommens vom richtigen Weg und des mühsamen Herumsuchens nach rechts und links. Sie erregt in einem sogar das Gefühl des Mitleidens mit dem Verirrten, der ein bedauernswertes Geschöpf ist und dem zu helfen gewiss zu den Werken leiblicher Barmherzigkeit gehört. Wer darum verirren sagt, der beklagt etwas. Ein Ziel, das erreicht werden sollte, wurde nicht erreicht.

Passt das auf eine Granate!

Als ob jedes Geschoss, das auf eine menschliche Brust gerichtet war, sich nicht gerade dann verirrt, wenn es trifft, und nicht gerade dann träfe, wenn es fehl geht.

Aber die Sprache hat so grausame Absonderlichkeiten.

Verirrte Geschosse?

Nein, verirrt Menschen.

Doch sind die Absonderlichkeiten oft auch umgekehrt.

Sind irgendwo zwei Armeen zum ersten Mal in mörderischem Feuer zusammengestossen, so heisst

es, Sie haben Fühlung genommen, und man ist geneigt zu fragen, ob sie dabei auch Handschuhe trugen, um sich nicht gegenseitig weh zu tun. Schleuderten Flugzeugstaffeln über eine Stadt Tod und Verderben, so wird gesagt, sie hätten dieselben mit Bomben belegt, und man könnte den Eindruck haben, die Granaten seien mit Samt verbrämt gewesen, damit sie nicht zu hart aufstiessen. Gab es einen wütigen Bajonetteangriff, so fanden einige Kampfhandlungen statt, als habe man sich von beiden Seiten bloss geneckt. Und werden in einem eroberten Gebiet die letzten versprengten Feinde wie Freiwillig weggeschossen, so ist das eine Säuberungsaktion, als gelte es nur, von einer schönen Landschaft schmutzige Überreste wegzufegen.

Der Mensch scheut sich also, seine Kriegsgreuel bei ihrem Namen zu nennen. Die Sprache ist wie ein barmherziger Schleier und wie ein Mantel der Scham, den er darüber breitet. Er will nicht, dass sie gesehen werden, wie sie sind. Instinktiv möchte er sie verkleinern und vermenschlichen und bekennt dadurch erst recht, dass sie nicht gut sind. Er fühlt, dass er nicht grausam sein dürfte, und verschweigt es; dass er nicht töten dürfte, und verbirgt es. Seine Worte sollen die Menschlichkeit retten, die seine Taten vernichten, sollen wenigstens Menschlichkeit vortäuschen, die seine Handlungen nicht haben.

Welch furchtbare Selbstanklage diese Redensarten!

Und nochmals:

Verirrte Geschosse?

Nein, verirrte Menschen.

GENERATIONENSTREIT

Unsere Sprache ist dran, um eine Zweideutigkeit reicher zu werden. Oder um eine Schwerfälligkeit.

Seit zwanzig und mehr Jahren sprechen wir vom «Krieg», von der «Vorkriegszeit», der «Nachkriegszeit». Wir sagen geläufig «im Krieg», «vor dem Krieg», «nach dem Krieg». Wir meinen damit den Weltkonflikt von 1914 und jeder versteht uns. Keiner denkt an einen andern. Wir sagen auch Vor- und Nachkriegspolitik, Vor- und Nachkriegswirtschaft, Vor- und Nachkriegsliteratur, Vor- und Nachkriegstechnik, überhaupt alle Lebensformen und Lebensäußerungen bringen wir damit in Verbindung. Es war für uns der Krieg, unser Krieg, der Krieg unserer Generation. So gewaltig steht er in unserem Erleben, dass er uns zur neuen Zeitberechnung wurde.

Fürderhin werden wir uns anders ausdrücken müssen. Wir müssen sagen, welchen Krieg wir meinen. Die knappen und allgemeinverständlichen Formeln bedürfen einer Ergänzung oder werden jedesmal die Frage nach einer Präzisierung auslösen. Von welchem Krieg sprechen Sie? Von welcher Vor- oder Nachkriegszeit?

Sogar in die Sprache gerät also der Wirrwarr hinein.

Leider macht er dabei nicht Halt, er wird auch die Geister erfassen und die Menschen noch mehr auseinanderspalten.

Schon jetzt unterscheiden wir eine Vorkriegs-, eine Kriegs- und eine Nachkriegsgeneration. Die Einteilung war nicht fiktiv. Die drei Geschlechterfolgen verstanden sich in vielem nicht. Ihre Welt- und Lebensauffassungen, ihre Bedürfnisse, ihre Einstellung zur Arbeit, zu den materiellen und geistigen Werten, ihre sozialen und kulturellen Anschauungen gingen zum Teil weit auseinander. Der sogenannte Generationsstreit und die meisten sozialen und politischen Revolutionen sind darauf zurückzuführen. Neue wirtschaftliche, soziale und politische Systeme sind daraus entstanden. Viele innen- und aussenpolitische Spannungen, an denen Europa krank ist, haben in ihnen ihren tiefsten Grund.

Zur inneren Vereinheitlichung hätten wir noch Jahrzehnte gebraucht. Die zur geistigen Ruhe und Fruchtbarkeit notwendige Kontinuität fehlte noch vollständig.

Und schon fängt ein zweiter Drei-Generationen-Zyklus an. Wieder wird es eine Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsgeneration geben. Dazu will es die Tragik, dass die heutige Nachkriegsgeneration jetzt zur Vorkriegsgeneration wird, weil die beiden Konflikte so furchtbar nahe zusammen liegen. Das heisst, der neue Zyklus beginnt bereits mit Elementen, die viel politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Explosivstoff tragen. Die nicht in den Kampf gehen, wie die früheren mit dem Glauben an die bestehende Gesellschafts- und Weltordnung, sondern mit dem Bedürfnis nach einer anderen. Wie mag deshalb die neue Nachkriegsgeneration einmal aussehen? Und welches werden die Spannungen sein, in die sie zu den vorhergehenden tritt, da auch

die Vorkriegsgeneration von 1914 zum Teil noch lebt, zum Teil sogar noch in der politischen und wirtschaftlichen Herrschaft steht.

Welches wird besonders ihre Welt sein und ihre soziale und politische Lebensform, angesichts des Bankrotts, den die Welt und die Daseinsformen der letzten Nachkriegsgeneration erlitten haben? Welche wirtschaftlichen, sozialen und politischen Systeme wird sie hervorbringen, nachdem die bisherigen, alte und neue, so weitgehend versagt haben?

Oder siegt endlich durch ein Wunder der Geschichte die erlösende Erkenntnis, dass neu aufgebaut werden muss?

Wir wollen trotz allem an dieses Wunder glauben.

Wer aber hat gesagt: Ich bin der Eckstein?

SPART DAS BROT

Gestern wurde durch Regierungsbestimmung die Verwendung von Brotgetreide für alle Zwecke verboten, die nicht der Ernährung von Menschen und Vieh dienen. Ausgeschlossen wurde speziell das Brennen von Roggen, der zu einem stärkeren Prozentsatz beigemahlen und wegen der Verteuerung der ausländischen Futtermittel in grösseren Mengen zur Verfütterung gebraucht wird. Unser guter «Korn» wird also seltener und gewinnt an Ansehen. Die gesegnete Obsternte bringt dafür allerdings reichlich Ersatz.

So gering die Einschränkung im Vergleich zum letzten Krieg ist, sie rückt das Brot doch schon nachdrücklich in den Mittelpunkt unsers Denkens. In Belgien lässt die Regierung sogar in den Kinos Mahnungen laufen wie diese: «Sparet das Brot zu Hause und im Restaurant! Leget euch selbst Disziplin auf, damit der Staat nicht dazu gezwungen ist! Ihr habt es in der Hand, die sonst erwachsenden Unannehmlichkeiten zu vermeiden!»

Das Brot war zu allen Zeiten wie ein heiliges Symbol des Lebens. Alle Völker umgaben es mit religiöser Ehrfurcht. Bei den Orientalen galt das Brotbrechen mit einem Fremden als Zeichen der Gastfreundschaft und der Treue. Christus würdigte es einer der schönsten Vaterunserbitten. Sein herrlichstes Sakrament setzte er in der Gestalt des Brotes ein.

Wir haben diese Ehrfurcht vielfach verloren. Das anonyme Brot, das der Bäcker ins Haus bringt, hat nicht mehr die alte Weihe und riecht nach Geschäft. Unsere Väter und Mütter schlugen noch ein Kreuz über den Laib, den sie anschnitten. Es lag darin die innere Verneigung vor dem sakralen Charakter und darum vor dem Geheimnis des Lebens und seiner Erhaltung. Brot war die Gabe Gottes, und im Wachstum des Brotes fühlte der Mensch seine Abhängigkeit von Gott. Uns Kindern noch galt die Vergeudung eines Stückchen Brotes als Sünde. Warfen wir es doch weg, beschwichtigten wir unser Gewissen mit der Erklärung, dass hungrige Vögel es fänden. Im alten Bauernhaus hatte es eine Ehrenstellung. Es lag auf dem Tisch und wurde nicht abge-

räumt. Nach dem Essen schlug man das Tischtuch darüber.

Wie bei vielem andern ist uns auch beim Brot die Ehrfurcht mit dem Überfluss verloren gegangen. Die moderne Landwirtschaft und die grossen Transportmöglichkeiten haben uns die Brotsorgen genommen. Eigentliche Missernten kennen wir kaum mehr. Unsere Grosseltern kannten sie noch. In einem solchen Hungerjahr stand meine Grossmutter bei einem Bauer in Diensten. Eines Nachts musste sie Kindwache halten. Das Brot lag neben ihr im Tischtuch und sie schnitt sich eine Leiste davon ab. Trocken es Brot. Am andern Morgen hat der Bauer sie dafür gescholten. Er hatte den Laib gezeichnet und den «Diebstahl» gemerkt. Mein Grossvater fuhr im selben Jahr weit hinein nach Belgien, um Brot für seine Dienstherrschaft zu holen. Einmal erzählte sich der Lieferant. Mein Grossvater trug den überschüssigen Laib heimlich ins Nachbardorf zu seiner Mutter, und wenn ihn das Magengrimmen ankam, lief er heimzu, ein Stück davon zu essen.

Das alles ist noch nicht so lange her. Der Brotersatz war oft spärlich, besonders wenn auch Heidekorn und Kartoffeln fehlschlugen.

Diesen Menschen war die Ehrfurcht vor dem Brote nicht schwer. Und die Bitte des Vaterunser hatte für sie einen greifbaren Sinn. Auch das Wort, dass der Mensch nicht vom Brote allein lebt, bedurfte keines eigenen Kommentars. Die Frage des Lebensstandards spielte nicht die Hauptrolle. Bei weniger Kalorien hatten sie unglaubliche Reserven an moralischer Kraft und an Lebenswillen.

Die Vermehrung des Brotes hat den unseren geschwächt. Wären wir noch imstande, wie sie in ähnlich brotarmen Zeiten unser Volkstum zu halten?

Auch ein Volk lebt nicht allein vom Brot.

BRACHLEGUNG SCHÖPFERISCHER KRÄFTE

Es ist der Befehl ergangen, dass die Arbeitsermächtigungen der Fremden erneuert werden müssen. Der Hintergedanke ist wohl, dass einzelne überhaupt nicht erneuert werden. Die Fremden, die noch nicht auf die erste freundliche Einladung hin heimgekehrt sind, erhalten damit eine zweite weniger freundliche, und die Annahme derselben ist ihnen nicht mehr überlassen.

Natürlich handeln wir unter dem Zwang der Umstände. Es geht nicht, dass den Kindern des eigenen Hauses das Brot vom Tisch genommen wird. So hart und kleinlich werden unsere Behörden übrigens kaum ihres Amtes walten. Man hofft von den 37.000 bis 38.000 Ausländern etwa 2000 abzuschieben.

Und noch! Offizielle Hoffnungen! Ob bei dieser Zahl den sicher einsetzenden Bittgängen schon Rechnung getragen ist? Jedenfalls kann uns niemand Vorwürfe machen.

Trotzdem behaupte ich, dass die Arbeitsermächtigungen und andere Arten der staatlichen Arbeitsbeschränkung eine gottlose Erfindung und ein Beweis für die schlechte soziale Ordnung in der Welt sind. Ich meine nicht die allgemeine Verkürzung der

Arbeitszeit, wenn sie das soziale und wirtschaftliche Gleichgewicht zwischen den einzelnen Ständen nicht stört und dem Menschen erlaubt, sich persönlichen, materiellen und geistigen Beschäftigungen zu widmen. Das ist im Grunde keine Unterbindung der Arbeit. Aber die Verweigerung der Arbeitsermächtigung ist es. War es nicht auch unserer Zeit vorbehalten, das abscheuliche Wort Schwarzarbeit zu erfinden? Abscheulich, wie sie damit eine Form von Arbeit zu etwas Verwerflichem stempelt, zu etwas Verbrecherischem sogar, das vor die Polizei und die Gerichte gehört. Das der öffentlichen Verachtung und Empörung preisgegeben ist.

Als ob die Arbeit des Menschen nicht der höchste Ausdruck seiner Persönlichkeit wäre. Als ob es nicht Unsinn sei, in unserer wertearmen Zeit die Schaffung von Werten mit Gewalt und Strafe zu verbieten. Und als ob der Mensch das Recht habe, sich dem Arbeitsbefehl Gottes an die Menschheit mit einem Gegenbefehl zu widersetzen.

Darum liegt in dieser Art von Arbeitsbeschränkungen ein innerer Widerspruch. Sie sind eine Vergewaltigung natürlicher Rechte und Pflichten. Eine freiwillige Brachlegung schöpferischer Kräfte. Ein Widerspruch auch deshalb, weil unsere Bedürfnisse wachsen und wir sie sogar mit Absicht steigern, die Möglichkeit ihrer Befriedigung aber verringern.

Natürlich weiss ich, dass wir unter den heutigen Verhältnissen nicht auf Einschränkungen verzichten können. Den Fremden gegenüber gar nicht, und für die Einheimischen ebenfalls nicht ganz. Das verfügbare Quantum Arbeit muss verteilt werden, damit auch Einkommen und Brot richtig verteilt seien.

Aber das ändert nichts an dem widerspruchsvollen Charakter der Verbote. Es erhöht vielmehr den Beweis, dass etwas in unserer gesellschaftlichen Ordnung nicht klappt. Auf den Hunger nach immer neuen Reichtümern sind wir gezwungen, mit der Verhinderung der Bildung möglichst vieler Reichtümer zu antworten.

Vielleicht ist das der gefährlichste Sprengstoff, der in unserer Gesellschaft liegt. Er lässt sich auch so umschreiben: Unsere geistige Haltung – man darf auch ungeistig sagen – führt zu dauernd höheren Ansprüchen und droht sogar, ins Unendliche zu wachsen, während wir die Mittel, ihnen Genüge zu leisten, freiwillig oder gezwungen verkleinern.

Das wird darum die soziale und die wirtschaftliche Frage der Zukunft sein. Wird sie auch nur verstanden, wenigstens von den Führern der Völker? Wird der neue Krieg, wie schon der letzte, sie nicht verschlimmern, weil die durch die Not erpressten Einschränkungen leicht noch masslosere Wünsche zur Folge haben? Und liegt die Lösung allein in der internationalen Regelung der Rohstoff- und Exportprobleme?

Oder wird erst die Armut im Geist uns wieder reich machen?

BÖSE SPANNUNGEN

Wir haben zehn Waggonladungen Salz erhalten. Zehn Mal zehn Tonnen oder hunderttausend Kilogramm, pro Kopf der Bevölkerung etwas mehr als

zwei Drittel Pfund. Und was tröstlicher ist: Die Versorgung soll fortan gesichert sein und zwar zu den alten Preisen.

Bei den Hausfrauen ist eitel Freude. Und bei den Gewürzliebhabern noch mehr. Auf ein Haar wären wir alle auf salzloses Regime gesetzt worden. Wenn die Mediziner recht haben, hätte das unserer Leiblichkeit nur zum Heile gedient. Aber wir Zivilisierte sind nun einmal so an künstliche Reize gewöhnt, dass wir den Verzicht darauf fast schwerer empfinden als den auf lebenswichtige Nahrungsmittel.

Was Wunder darum, dass es in den letzten Wochen auf ein Haar zu einem Salzkrieg gekommen wäre. Wie durch einen Zauber waren schon vor Beginn des Konfliktes alle Vorräte plötzlich verschwunden. Die Preise begannen im selben Masse zu steigen. Höchstens Halbpfundmengen wurden noch verabreicht, und dies nicht überall und unterschiedslos an alle. Auch heute war trotz der guten Nachrichten die Abgabe nicht grösser. Eine Flut von Zweifeln, Verdächtigungen und Groll glitt schon durch die Konsumentenschaft. Man hatte Mühe, das rasche Verschwinden der Stapel zu begreifen, und wurde das Gefühl nicht los, dass entweder scheusslich gehamstert worden war oder der Versuch gemacht wurde, auf unredliche Weise Gewinne einzustecken. Böse Spannungen zwischen den weniger verdienenden Arbeiter- und Beamtenkreisen und dem Handel tauchten auf und sind auch jetzt noch nicht wieder beigelegt. Sie finden Nahrung in den angeblichen Enthüllungen solcher, die durch Zufall

oder besonderes Vertrauen in geheime Lager gesehen haben wollen.

Dieser Zustand ist entschieden schlecht. Er ist das umso mehr, als neben dem Salz eine Reihe anderer Bedarfsartikel dasselbe Schicksal erleidet. In den grossen Industriezentren werden die lebhaftesten Klagen laut.

Ob die Entrüstung berechtigt ist, lässt sich nicht sagen. Sie ist jedoch Tatsache. Der Mittelstand hat dabei nichts zu gewinnen. Die allgemeine Stimmung, deren Verschlechterung dem Land nur schaden kann, droht umzuschlagen. Die wachsende Nervosität würde auch auf andere Gebiete übergreifen. Lichtscheue Elemente hätten den Nutzen davon und könnten sich die Plattform für ihre Experimente schaffen.

Darum tut Klarheit not. Die Öffentlichkeit soll wissen, ob wirklich Mangel an lebenswichtigen Produkten besteht. Wenn dies der Fall ist, wird sie sicher viel leichter Disziplin halten und sich ins Unvermeidliche fügen. Sie wird sogar höhere Preise mit in Kauf nehmen. Aber das Gefühl, ausgebeutet zu werden, verträgt sie nicht.

Sollten darum die zuständigen Stellen, am besten die mittelständischen Organisationen selbst, nicht die Leitung der öffentlichen Meinung in die Hand nehmen? Es dürfte für sie nicht allzu schwer sein, sich eine Übersicht der verfügbaren Vorräte zu verschaffen und den Import zu kontrollieren. Sie könnten dann auch leicht mitteilen, ob tatsächlich Mangel an bestimmten Artikeln besteht oder nicht. Sie würden sich auf diese Weise zugleich die Hilfe des kaufenden Publikums gegen eventuelle

Preis- und Lieferungsmanöver, die auch ihnen nachteilig sind, sichern. Besonders aber wäre damit einer allen lästigen Reglementierung durch den Staat wirksam vorgebeugt. Die Presse stände ohne Weiteres zur Verfügung.

Auch die grössten Schwierigkeiten gelten nichts, wenn innere Risse unsers Volkes vermieden werden können. Oder soll unsere nationale Einheit an ein paar Gramm Salz und Seife und einigen Spulen Zwirn zerbrechen?

EIN LUXEMBURGER MEHR

Ein grossherzoglicher Beschluss der letzten Woche hat die Ausgabe von neuen Einfrankenstücken angeordnet. Dieselben sind bestimmt, die bisherigen Münzen gleichen Wertes zu ersetzen.

Die finanztechnische Berechtigung dieses Wechsels ist nicht ersichtlich. Von Abnützung oder Verminderung der umlaufenden Einheiten kann, im Gegensatz zu den Papiernoten, keine Rede sein. Ebenso wenig dürfte die Staatskasse bei deren Umtausch mit einem Gewinn rechnen, weil wohl die meisten eingelöst werden und die ausbleibenden, wegen der kleinen Summen, nicht stark in die Waagschale fallen.

Verdächtig ist allerdings die Mitteilung, dass das Datum, an dem die alten eingezogen werden, erst festgelegt wird. Dahinter könnte eine Falle liegen. Jeder weiss noch, dass im letzten Krieg nicht nur Butter und Eier und sonst essbare Dinge gehamstert

wurden, sondern auch Kleingeld. Das lumpige Papier hatte alles Vertrauen eingebüsst und die Leute hielten sich ans Metall. Goldfuchse waren es leider nicht, aber man hatte das Gefühl, dass feste und wägbare Werte doch einige Sicherheit böten. Deshalb spazierten Hunderttausende von Kupferlingen und Nickeln in die Strümpfe und Milchtöpfe und führten jahrelang ein beschauliches Dasein, während die Wirtsleute und Krämer schon nach der halben Messe stritten, wer von ihnen jeweils das Stuhlgeld und den Opfergang erhalte. Mich dünkt sogar, dass damals so viele durch die Kleingeldnot als durch andere Nöten ihren Pfarrherrn wieder kennen lernten. So ohne pastorale Bedeutung war die Erscheinung also nicht, mochten einige ihre «Mo'k» auch etwas abgötisch verehren.

Soll nun die Regierung vielleicht vorhaben, diese sonderbare Art von Sparbüchsen diesmal gründlich auszuräumen? Das geschähe so, dass in dem Augenblick, wo die Strümpfe zu platzen drohen und die Milchtöpfe schon überlaufen, durch Dekret das bislang freie Datum der Einziehung wenigstens der Franken festgelegt würde. Holla, welche metallene Prozession dann zu den Staatsschaltern und welche papierne Rückkehr!

Aber ich weiss nicht, ob die Regierung so findig ist. Wahrscheinlich geht ihr Beschluss sogar aus nobleren Erwägungen hervor. Kündigt sie doch zugleich an, dass sie unserem Franken endlich die Luxemburger Nationalität verleiht. Titel und Wertangabe werden nämlich luxemburgisch. Der arme Schelm! Aus deutscher, französischer oder belgischer Prägung geboren und nach dem Wert seines belgi-

sehen Leidensgenossen berechnet, hätte er wenigstens ein luxemburgisches Firmenschild haben können. Luxemburgisch war an ihm eigentlich nur, dass sogar die Belgier ihn uns nicht abnahmen. Dabei sollte er als nationale Münzeinheit der Ausdruck unserer Souveränität sein, dieweil das Münzrecht von alters her zu den höchsten Regalien gehört. Die Naturalisierung war also wirklich kein Luxus.

Glückauf darum, es gibt einen Luxemburger mehr !

Ob der biedere Hochofenmann nur der Abwechslung wegen durch die Ährenfrau, das Symbol der Industrie durch das der Landwirtschaft, verdrängt wird, oder ob auch darin eine Absicht liegt, weiss ich nicht zu sagen. Ausgeschlossen wäre es nicht. Es könnte dann das Bekenntnis sein, dass unsere Zukunft wieder stärker bodenverbunden sein muss. Dass unser Reichtum und die erhaltende Kraft unsers Volkes der brotspendenden Erde entstammen, die wir im Taumel der Industrialisierung zu vergessen und sogar zu verachten drohen.

In dem Fall wäre der neue Franken wie eine wandelnde Mahnung. Wie ein fahrender Prediger und Missionar, auf den wir hören sollten. Und er wäre dann auch wirklich und sogar doppelt und dreifach luxemburgisch.

DER MOHR KANN ABTRETEN

Die Frage, wie wir möglichst viele Fremden loswerden, beschäftigt noch immer die Gemüter. Gestern hat sich auch die Privatbeamtenkammer

damit befasst. Es fehlt nicht viel, und man wird für manche Kreise von einer regelrechten Spekulation auf Amt und Verdienst der Ausländer sprechen können.

Menschlich lässt sich das natürlich begreifen. Die Haut ist einem näher als das Hemd. Und die Haut sind in diesem Fall die Einheimischen, das Hemd die Fremden.

Aber besteht nicht die Gefahr, dass wir deren Verdrängung doch als etwas zu selbstverständlich ansehen? Machen wir in unserem Rasonnement: «Er ist von aussen, also kann er gehen und ich an seine Stelle treten», nicht den Fehler, uns den Vorgang als eine blosse Verschiebung vorzustellen, an der weiter nichts ist, als dass der eine durch den anderen ersetzt wird?

Das wäre nicht gut. Es würde in unsere Mentalität einen harten Zug hineinbringen, der uns schlecht zu Gesicht stände. Es würde sogar zur inneren Verrohung unseres Volkes beitragen und uns deshalb selbst schädlich sein.

Gewiss lässt sich sagen, diese Fremden kamen zu uns und fanden Brot, das sie zu Haus nicht fanden. Sie wären sonst nicht zu uns gekommen. Wir haben ihnen also Gutes getan, solange dies möglich war. Jetzt ist es nicht mehr möglich, darum müssen sie gehen.

So restlos stimmt diese Darstellung nicht. In ihrer überwiegenden Mehrheit haben wir die Fremden hereingelassen, weil wir sie brauchten, wir, das heisst besonders die Grossindustrie, die Landwirtschaft und auch die Spezialbetriebe des Handwerks. Viele

haben wir sogar direkt gerufen. Es gab Zeiten, wo wir förmlich Ausländer importierten.

Wir wollen deshalb ehrlich sein und nicht behaupten, dies sei geschehen, um ihnen Brot zu geben. Es geschah aus Eigennutz. Die Grossindustrie wollte die Konjunkturen ausnutzen. Die Landwirtschaft hatte kein eigenes Personal und in den Städten weigerten sich sogar die Arbeitslosen, zum Bauer zu gehen. Dem Handwerk fehlte es an geschulten Arbeitern. Alle beglückwünschten sich darum, Fremde zu haben. Und nicht zuletzt freuten sich die geschäftlichen Mittelständler über die vielen Kunden und die Hausbesitzer über die ausgedehnte Mieterschaft.

Das ist die Wahrheit. Viele sehen die Fremden deshalb auch jetzt noch nicht gerne scheiden, weil sie ihr Brot von ihnen hatten, und nicht umgekehrt.

Und der tiefere Grund von all dem?

Wir waren nicht mehr genug Luxemburger, um die für unseren Unterhalt und unser Lebensniveau notwendige Arbeit zu leisten. Die Fremden sind also ein Ersatz für die Luxemburger, welche fehlen und welche da sein müssten, wenn das Land seine Leistungs- und Lebenskraft aus sich erhalten soll, welche wir aber nicht wollen, weil wir unser nationales Einkommen mit ihnen teilen müssten und dann dauernd die Opfer zu tragen hätten, die wir jetzt zu tragen haben.

Darum liegt in dem Abschieben der Fremden trotz aller Beschönigung etwas von der harten Geste: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann abtreten. Aber es liegt auch ein anderes Problem dahinter, über das wir mit der Selbstbeschwich-

tigung, dass die Umstände es so wollen, sogar jetzt noch die Augen schliessen. Denn in Wirklichkeit können wir den Mohren nicht entbehren, wenn unsere Ansichten über Leben und Arbeit und tausend andere Dinge dieselben bleiben. Dann werden wir wieder Konjunkturen ausnutzen wollen. Dann werden der Landwirtschaft wieder die nötigen Kräfte fehlen. Dann werden sich wieder viele weigern, dort einzuspringen, wo Arbeit ist. Dann werden dem Handwerk wieder die Fachleute nicht zur Verfügung sein, während der Mittelstand nach Kunden Ausschau hält. Und der Mohr wird zurückkommen müssen. Wir werden sogar froh sein, wenn er kommt, sogar stolz, auf unserem engen Raum Mohren aus so vieler Herren Länder zu haben.

Im Ernst: Ist das nicht eine moderne, doch irgendwie wirkliche Art von Sklavenhaltung?

Aber kann nicht auch die Zeit kommen, wo der Mohr nicht mehr geht, weil wir nicht mehr mächtig genug sind, ihn heimzuschicken? Sogar die Zeit, wo wir gehen und er bleibt?

Ist nicht schon das Wort von der inneren Annexion gefallen?

RESERVAT DER MENSCHLICHKEIT

Es geht wieder die Rede davon, unser Land zu einer Zone des internationalen Roten Kreuzes zu machen. Die Verhandlungen dafür mit den zuständigen Mächten sollen sich sogar in einem fortge-

schrittenen und nicht aussichtlosen Stadium befinden. Auch Gelder seien bereits, unter anderem aus Amerika, zur Verfügung gestellt.

Vielleicht wird man jenseits unserer Grenzen denken, wir wollten uns auf diese Weise nur einen billigen und sicheren Schutzwall schaffen. Unser Gebiet würde ja zu einem einzigen grossen Lazarett, von dem alle Nationen wüssten, dass es auch ihre Angehörigen zur Genesung oder zum Sterben birgt. Die Gefahr, dass es zum Kriegsschauplatz oder zum Ziel von Fliegerangriffen würde, wäre also beseitigt.

Warum nicht eingestehen, dass wir tatsächlich auch daran denken. Welches Volk denkt heute nicht an seine Verteidigung? Und haben wir nicht das Recht auf eine besondere Art von Schutz? Haben die Grossen uns nicht zu dem hilflosen Wesen gemacht, das wir sind? Haben sie nicht sogar die Waffen- und Schutzlosigkeit zur Bedingung unserer Existenz gemacht? Und zwingen sie uns deshalb nicht selbst, nach einer anderen Möglichkeit Ausschau zu halten, unser Leben vor ihren Streichen in Sicherheit zu bringen?

Das ist weder Feigheit noch selbstsüchtige Berechnung. Wir kämpfen mit den Waffen, die uns erlaubt sind. Wir würden darum hinter dem Wall von Leid und Schmerz, den wir um uns errichten möchten, keinen grösseren Vorwurf verdienen als die Sanitäter und Pflegerinnen, die weit und sicher hinter allen Fronten Wunden verbinden und Sterbenden die letzte Liebe erweisen.

Hätten die Kriegsführenden nicht sogar selbst Interesse an einem solchen Reservat der Menschlichkeit? Wäre es nicht eine Deckung auch ihrer

Grenzen, also auch ein Schutz für sie? Ohne Zweifel. Sie leben doch dauernd in der Angst, es könnte ein Angriff über unser Gebiet gegen ihre ersten Linien erfolgen. Sie haben unsere Neutralität sogar nur garantiert unter der Bedingung, dass auch ihre Feinde sie respektieren. Sie würden ihre eigenen Festungen also verschieben und ihre Flanken sichern. Vielleicht wäre deshalb der Vorteil für sie sogar grösser als für uns.

Unserm Volk aber würden sie die allein zulässige Gelegenheit bieten, seinen Beitrag zur Lösung der fürchterlichen Probleme zu liefern, die auf allen lasten. Wir haben das brennende Bewusstsein, Europa und seiner Kultur etwas schuldig zu sein. Die Ohnmacht, zu der wir verurteilt sind, ist uns eine Qual. Darum lasse man uns wenigstens die Rolle des Samariters spielen. Wir wollen Öl in die Wunden giessen. In alle Wunden, auch die seelischen. Wir wollen die Sterbenden aus allen Lagern sich verzeihen und die Genesenden sich die Hände reichen lehren. Wir wollen endlich und wirksam die Aufgabe erfüllen, die den kleinen Völkern zukommt und die wir vor Beginn des Unheils vergeblich zu erfüllen suchten: Nicht Pufferstaaten zu sein, wie man so hässlich sagt, sondern Bindeglieder, Tempel der Versöhnung, auf deren Altären die Gefallenen das Opfer ihres Lebens und ihrer Glieder im heiligen Frieden einer entfendeten Atmosphäre bringen können, damit dieses Opfer nicht auch diesmal wieder umsonst gebracht werde.

Spannt darum, ihr Gewaltigen, das feierliche Kreuz des Leides über unsere Gaue. Seid ihr nicht selbst vor allem grosse Kreuzträger? Vielleicht

können wir euch helfen, dass das Kreuz wieder Zeichen der Erlösung und nicht Zeichen des Unterganges sei.

UNBESONNENE WORTE

Was ich am Samstag über das Abschieben der Fremden schrieb, nannte gestern ein sozialistisches Blatt «unbesonnene Worte». Seit Jahren sei von allen Seiten die Forderung erhoben worden, alle Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten den Luxemburgern zu reservieren und nun, da ernst gemacht werde, würden allerhand Bedenken laut. Meine Ausführungen seien auch deshalb befremdend und ungeschickt, weil es dem Ausland gegenüber nichts nutze, unsere Behörden, Industriellen und Bauern als «Sklavenhalter» hinzustellen und weil Redensarten wie die von der «inneren Annexion» nicht zur Beruhigung der Bevölkerung dienten. Gerade um die innere Annexion zu verhindern, sei die Einschränkung der Fremdenzahl unter den obwaltenden Umständen angebracht.

Der Herr Kollege von drüben sieht entschieden an der Frage vorbei.

Mich wundert übrigens, dass gerade er so wenig Verständnis zeigt für meinen eher internationalistischen Standpunkt. Wohl ein weiterer Beweis dafür, dass der vielgerühmte Internationalismus der Zweiten Internationale schon immer mehr Theorie als Wirklichkeit war. Von dem der Dritten erleben wir ja jeden Tag Proben viel grösseren Stils. Wahre internationale Gesinnung, die auch in bösen Tagen standhält, scheint also doch nur auf geistig und sittlich

stärkerem Boden als dem des materialistischen Marxismus aller Färbungen zu gedeihen.

Aber davon abgesehen. Ich habe wiederholt geschrieben, dass wir unter den gegenwärtigen Umständen nicht anders handeln können, die Fremden also nach Möglichkeit heimgehen müssen. Meine Äusserungen waren deshalb keine Kritik, weder an dem Regierungsbeschluss noch an dem Vorgehen der Arbeitgeber. Dahinter aber liegt ein allgemein menschliches, wirtschaftliches und völkisches Problem, für das gerade wieder der Sozialismus Blick haben sollte, weil er ja im gewöhnlichen das Monopol im Kampf für die Würde und das materielle Wohl der Arbeiter für sich beansprucht und in letzter Zeit auch national sehr besorgt tut. Dieses Problem aber besteht in folgendem: 1. Wir sind nicht Luxemburger genug, um unter normalen Umständen das Arbeitsquantum zu leisten, das zur Sicherung unseres bisherigen Nationaleinkommens und darum unseres Lebensstandards geleistet werden muss. 2. Wir müssen also Fremde heranziehen, auf die Gefahr hin, sie in Notzeiten wieder abzuschieben. 3. Dieser periodische Zwangswechsel ist sowohl für die Fremden menschlich und sozial drückend als für uns selbst, speziell für den Mittelstand und die Hausbesitzer, und dadurch für die gesamte Wirtschaft schwer belastend. 4. Wenn unser Bevölkerungsstand sich in Zukunft nicht verbessert, wir aber dieselben Lebensansprüche stellen und grosse Teile unserer Bevölkerung sich einfachhin weigern, bestimmte Arbeiten, z.B. landwirtschaftliche, auf eigenes Konto oder im Dienste anderer zu verrichten, werden wir immer mehr Fremde notwendig haben, und die Frage der «inne-

ren Annexion», das heisst der allmählichen geistigen und physiologischen Durchsetzung mit ausländischen Elementen wird sich unweigerlich von selbst stellen.

Ich wäre wirklich neugierig, zu erfahren, ob jemand diese vier Tatsachen aus der Welt weglegen könnte. Ich sehe besonders nicht ein, weshalb es unbesonnen und ungeschickt ist, in diesem Augenblick davon zu sprechen, wo die Frage jedem in die Augen springt. Behaupten, die Frage der inneren Annexion werde gerade durch die derzeitige Heimkehr vieler Fremden gelöst, verrät nur einen groben Mangel an Weitsicht und ein schnödes Missverstehen des Ausdrucks selbst. Derselbe besagt nicht, dass eventuell in grosser Zahl hier bleibende Ausländer sich plötzlich gegen uns erheben und fremden Annexionstendenzen Vorschub leisten können, sondern bezieht sich auf die schrittweise geistige und physische Entluxemburgerung, der wir unter gewissen gleichbleibenden Umständen zusteuern.

Unbesonnen und ungeschickt ist es deshalb, über diese Frage absichtlich die Augen zu schliessen. Und grotesk wird es, nach der Abschüttelung eines bankerotten Internationalismus, dem das Luxemburgertum nicht sehr viel galt, dieses retten zu wollen mit dem jetzt allerdings unvermeidlichen Abschieben einiger Dutzend Fremden, die dazu grosse wirtschaftliche Lücken hinterlassen und die man schleunigst zurückholt, sobald die Verhältnisse wieder andere sind, statt darnach zu trachten, sie durch Luxemburger zu ersetzen.

Über die sittlichen und sonstigen Anstrengungen hierfür aber beliebt man gerade in sozialistischen Kreisen sogar heute noch vielfach zu spotten.

FLAMMENZEICHEN AM ÖSTLICHEN HIMMEL

Die Sender teilten gestern mit, dass im Vatikan die ersten Meldungen aus den von Russland besetzten Gebieten Polens anlangen. Es heisst darin, dass neben Grossgrundbesitzern «massenweise» Geistliche ermordet wurden. Die Sowjetisierung der annektierten Gegenden versteht sich natürlich von selbst.

Diese Tatsachen erheben sich wie Flammenzeichen am östlichen Himmel Europas. Und schon beginnt sich der Horizont auch nord- und südwärts zu röten. Moskau lastet schwer auf dem Balkan, auf dem Herzen Europas und vor allem auf den kleinen baltischen Staaten bis hinüber nach Finnland, das einen letzten verzweifelten Versuch zu machen scheint, der Umklammerung zu entgehen. Aber schon jetzt hat Russland Positionen besetzt, die auch ihm und damit allen nordischen Ländern gefährlich sind. Von den Eismeerern bis zu den Dardanellen branden darum die roten Wogen und rütteln an den letzten Hindernissen, um sich über das Abendland zu ergiessen.

Also wiederum und zuerst die Ausrottung des katholischen Priestertums. Überall, wohin der Kommunismus dringt, sind seine blutigen Wege mit Priesterleichen übersät. Zuerst in Russland selbst, dann in Mexiko und Spanien und jetzt in Polen. Und auch sonst, wo seine Herrschaft noch nicht möglich war, seine Anhänger aber die fürchterlichste Wühlarbeit leisteten, fehlte es nicht an offenen Drohungen mit denselben Plänen.

Warum? Aus Hass und Fanatismus? Zweifellos. Aber welches sind die letzten Gründe eines solchen Hasses, den in dieser Masse keine Revolution der Weltgeschichte mit sich brachte?

Es können nur diese sein: Die kommunistische Revolution geht nicht um bloße wirtschaftliche und soziale Lebensformen, mit denen die katholische Weltanschauung rein äusserlich, infolge der geschichtlichen Entwicklung, verbunden sein konnte, wie das in früheren Perioden der Fall war, und mit denen sie darum zerschlagen werden sollte. Frühere Revolutionen beruhten auf einem Irrtum, der sich mit dem Augenblick klärte, wo sichtbar wurde, dass die Kirche mit keinem politischen, sozialen oder wirtschaftlichen System identisch ist, und immer treten wieder mehr oder weniger normale Daseinsbedingungen auch für den Katholizismus ein. Der Kommunismus aber kämpft nicht primär um Wirtschaft und soziale Besserung. Nirgends, wo er an die Macht gelangte, legte er auch nur das Hauptgewicht seiner Anstrengungen auf die Lösung wirtschaftlicher und sozialer Fragen, von einer wirklich durchgeführten Lösung nicht zu sprechen. Er verhinderte sie sogar. Darum tritt er der Kirche auch nicht als der angeblichen Hüterin übernommener und tatsächlich vielleicht überlebter Ordnungen entgegen. Nicht Formen menschlichen Seins sind der Einsatz, sondern der Mensch selbst.

Kirche und Kommunismus stehen sich deshalb nicht wie zufällig gegenüber. Nicht wegen des eigentlich nebensächlichen und folglich nur zeitweiligen Streites um die Revision gesellschaftlicher Konzepte, sondern um die endgültig gestellte Frage: Was ist der

Mensch? Und in einem hat sich der Kommunismus nicht geirrt: in der Erkenntnis, dass er im Streit um diese Frage letzten Endes nur die Kirche als Gegner hat, weil nur die Kirche für eine unüberbrückbar verschiedene Auffassung der menschlichen Persönlichkeit eintritt, während die Auffassungen aller anderen der seinigen nahe oder entfernt verwandt sind und dieselbe vorbereitet haben, da ihnen und ihm die Lösung des Menschen von Gott gemeinsam ist.

Vielleicht ist das sogar der tiefste Sinn des Ringens, das sich ankündigt. Die Menschheit könnte erkennen, dass ihr sechs Jahrhunderte alter Irrtum, die Emanzipation des Menschen, der nach dem Bruch mit der mittelalterlichen Philosophie in zwei Erscheinungen europäisches Format annahm: im Protestantismus und in der einseitigen Erklärung der Menschenrechte durch die französische Revolution, heute in das Endstadium seiner Entwicklung getreten ist und nun in seiner letzten und nackten Konsequenz vorliegt; der emanzipierte Mensch steht vor seiner Selbstvernichtung.

Die Tatsache, dass sich bisher sehr liberale Staaten immer stärker dem Papsttum nähern und staats- und sozialpolitische Massnahmen durchaus katholischer Inspiration ergreifen, ist kein schlechtes Zeichen für das Fortschreiten dieser Erkenntnis.

INDEX

Vor einigen Tagen wurde vom Statistischen Amt der Index für den laufenden Monat veröffentlicht. Die Presse hat dazu einen schüchternen Kommentar

gebracht, dem sich trotz aller angewandten Vorsicht, das Staunen und Zweifeln über die bekannt-gegebene Ziffer von weitem anmerken lässt. Übrigens spiegelt sich darin nur ein allgemeines Empfinden der öffentlichen Meinung wieder.

Jedermann war nämlich überzeugt, dass die Indexzahl um ein Erkleckliches steigen werde, aus dem einfachen Grunde, weil er glaubte, schon fast einen ganzen Monat lang höhere Preise bezahlt zu haben. Nun will ihm der Index beweisen, dass er sich in einer optischen oder ähnlichen Täuschung befand und dass er im Gegenteil billiger lebt als vorher.

Kündigt sich hier nicht ein Konflikt an, der in absehbarer Zeit über Gebühr auswachsen und darum den Frieden im Lande stören könnte? Und wäre es deshalb nicht von Nutzen, wie für die Bekanntgabe der zur Verfügung stehenden Vorräte an Bedarfsartikeln, irgendeine Massnahme zu ergreifen, die das Vertrauen in die Indexberechnung festigen würde?

Ich will natürlich nicht sagen, dass die zuständige Kommission auch nur die leiseste Manipulation, etwa unter dem Druck der Regierung, zugunsten der Staatskasse vornähme. Diese Möglichkeit besteht überhaupt nicht. Die Regierung hat der Kommission keine Vorschriften zu machen und diese selbst hat nicht das geringste Interesse daran, eine ziffernmässig bedingte Steigerung abzubremesen. Sie nimmt ihre Berechnungen auf Grund festliegender Regeln vor, und das Resultat entzieht sich deshalb ihrem Einfluss.

Die Zweifel erstrecken sich denn auch mehr auf die Vorlagen, welche der Kommission zur Berech-

nung dienen. Soweit ich weiss, werden die Preis-erhebungen jeden Monat von der Gendarmerie in verschiedenen Gegenden des Landes vorgenommen und dem Statistischen Amt übermittelt. Und zwar geschieht das in den Geschäften. Die Gendarmerie fragt also die Verkäufer, wie teuer sie die in Frage kommenden Waren verkaufen, und notiert ihre Aussagen.

Gewährt diese Methode, besonders unter den derzeitigen Umständen, die notwendige Sicherheit? Gewiss erlauben die Preisanschläge in den Schaufenstern eine gewisse Kontrolle, wofern die Gendarmerie sich nicht sogar mit der blossen Abschrift der Notierungen begnügt. Aber sind damit alle Garantien gegeben, dass kein Unterschied zwischen diesen und den wirklichen Verkaufspreisen besteht? Bei einzelnen Produkten ist ein solcher vielleicht ausgeschlossen, aber nicht bei allen. So kann z.B. Fleisch mit einem bestimmten Tarif versehen sein, dieser aber je nach Wahl der Qualität und des Stückes trotzdem überschritten werden. Hier besteht also ein Spielraum, der sicher für gewöhnlich nicht zugunsten des Konsumenten ausgenutzt wird. Auch bei anderen Artikeln ist, unter Hinweis auf Qualitäts- oder sonstige Besonderheiten, ein Abweichen von den Schaufensterpreisen und sogar von den neueingeführten Preislisten durchaus möglich.

Von den Waren, die nicht für die Berechnung der Indexziffer dienen und die zum Teil grossen Preisschwankungen unterliegen, sei hier nicht einmal gesprochen.

Wäre es infolgedessen nicht logischer, die Preis-erhebungen bei den Konsumenten statt in den

Geschäften zu machen. Selbstverständlich ebenfalls in einzelnen Landesbezirken. Auf Grund der vom Verkäufer ausgestellten Rechnungen liesse sich eine viel unantastbarere Berechnungsbasis schaffen. Der Handel könnte normalerweise nichts dagegen haben. Es wäre sogar in seinem Interesse, wenn er von Anzweiflungen und Verdächtigungen, wie sie jetzt umgehen, befreit würde. Den Konsumenten aber wäre jeder Anlass zu Misstrauen und Argwohn genommen.

Wahrscheinlich würde dieses System es bis auf Weiteres auch überflüssig machen, die Vergleichnisbasis von 1914 zugunsten einer solchen der neuen Vorkriegszeit fallen zu lassen oder die Liste der in Berechnung gestellten Produkte zu verlängern. Das erstere brauchte schon deshalb nicht zu geschehen, weil zur Zeit eine Verbesserung des Lebensstandards nicht in Frage kommt.

Dies alles aber nur zur blossen Anregung und als Beitrag zur Vermeidung überflüssiger Spannungen.

FALSCHER INTERNATIONALISMUS

So nebenbei fiel neulich in einer Polemik über die Fremdenfrage auch das Wort Internationalismus. Es hatte fast den Anschein, als ob die bisherigen Internationalisten nun verbrannten, was sie sonst anbeteten, während die schon immer stark national Eingestellten eine zu radikale Verengung des Nationalismus befürchteten.

Tatsächlich erlebt der Internationalismus, worunter gemäss der üblich gewordenen Sprachweise derjenige marxistischer Observanz zu verstehen ist, zur Zeit keine Glanzperiode. Die Schuld dafür liegt in seinen beispiellosen Misserfolgen gerade in internationaler Beziehung. Statt die Völker einander näher zu bringen, hat er sie noch weiter getrennt und verfeindet. Der eben ausgebrochene Krieg ist sogar gutenteils daraus zu erklären. Es lässt sich deshalb begreifen, dass selbst seine fervertesten Verteidiger ihn im Stiche lassen.

Man braucht sich über dieses Fiasko nicht restlos zu freuen. Wie die soziale ist auch die internationale Idee an sich richtig, und sie werden in Zukunft mehr als je das Ideal bleiben, dem die Völker zustreben sollen. Nur ihre Richtigkeit, die von den Massen instinktiv erfasst wurde, erklärt übrigens die zeitweilige Durchschlagskraft des Marxismus aller Richtungen. Das Unglück war, dass eben der Marxismus sich beider bemächtigte und sie in eine Form kleidete, die notgedrungen zu ihrem Verderben wurde. So gewandt führte die soziale zu innenpolitischen, die internationale zu aussenpolitischen Gegensätzen. Keine wirkte gemeinschaftsbildend, wie es ihr tiefer Sinn ist, beide dagegen gemeinschaftszerstörend.

Die Gründe dafür sind unschwer zu finden. Der Marxismus war weltanschaulich Materialismus, organisatorisch Klassenbewegung und methodisch Klassenkampf, drei wesentlich trennende Elemente. Was konnte anderes als Spaltungen daraus entstehen? Zuerst innerhalb der einzelnen Völker, deren eine Hälfte sich weltanschaulich und wirtschaftlich be-

droht fühlte und bei genügender politischen Macht des Sozialismus der ruinösesten Experimente gewärtig sein musste. Dann aber auch in den zwischenstaatlichen Beziehungen, weil die noch wenig berührten Länder sich wegen der Ansteckungsgefahr absonderten oder wegen der inneren Schwächung der sozialistisch geleiteten Staaten bald von diesen abfielen, wenn sie bis dahin ihre Verbündeten waren, bald Vorbereitungen trafen, sich ungestraft an ihren Besitzungen zu vergreifen.

Die ganze Nachkriegszeit und besonders die letzten Jahre liefern dafür die unumstösslichsten Beweise. Vor allem belasteten das kommunistische Russland und seine Filialen die internationalen Beziehungen, besonders, weil auch der Sozialismus lange mit ihm sympathisierte. Ihre Bedrohung der bürgerlichen und speziell der mittelständischen Klassen machte als Reaktion den Faschismus und den Nationalsozialismus möglich, die nicht nur innenpolitische, sondern gleich auch imperialistische Pläne mitbrachten. Mit ihnen wurde deshalb nicht bloss die Vereinheitlichung der politischen Systeme Europas im demokratischen Sinn, wie der Krieg sie angebahnt hatte, und damit eine grosse Verständigungschance wieder zerschlagen, sie schufen auch im europäischen Ländergefüge die ersten nicht wiedergutmachenden Klüfte des Nachkrieges und versetzten dem Internationalismus den Todesstoss. Ihr Austritt aus dem Völkerbund ist dafür die Illustration. Im gleichen Sinn wirkten sozialistische Abenteuer wie das der Volksfront in Frankreich. Seit diesem und der damit drohenden innerpolitischen und wirtschaftlichen Erschütterung Frankreichs datiert auch

die Erschütterung des französischen Bündnissystems im europäischen Osten, datiert sogar die belgische Neutralitätspolitik und datiert besonders die Überzeugung in Rom und Berlin, dass Frankreich keines ernstesten Widerstandes mehr fähig ist. In all dem liegt ohne Zweifel die letzte Begründung der politischen Zustände von heute.

Der falsche Internationalismus, wie ihn die Sozialisten und Kommunisten vertraten, hat also zu einem ebenso falschen und gefährlichen Nationalismus geführt. Das ist so wahr, dass selbst Russland heute als Nationalstaat mit imperialistischen und nationalistischen Tendenzen auftritt, fremde Gebiete im Namen nationaler und völkischer Grundsätze annektiert und die eigenen Volksmassen bewusst in einer neuen Art nationalistischer Gesinnung erzieht.

So nationalistisch ist in Wirklichkeit jeder falsch verstandene Internationalismus. Und der tiefere Grund dafür ist dieser: Der marxistische Internationalismus war eine Klassenangelegenheit. Nicht Völker, sondern Klassen sollten sich über die Grenzen die Hände reichen. Er war also in seinem innersten Wesen zugleich Klassenegoismus, der unweigerlich zum Nationalegoismus wird, sobald die ihn tragenden Klassen an die Macht gelangen und auch aussenpolitisch ihre Interessen zu verteidigen beginnen.

In Wirklichkeit beging der Marxismus also denselben Fehler wie der Nationalismus, den er zerstören wollte. Die Schranke der Nation wurde nur ersetzt durch die Schranke der Klasse.

Die Folgen mussten deshalb ebenfalls dieselben sein.

Wir werden darum sowohl die Nation als die Klasse wieder in den Hintergrund drängen müssen. Vor beiden steht der Mensch. Nur im Menschen findet der Internationalismus ein Fundament.

Die Frage ist jedoch, ob wir menschlich sein können, ohne christlich und göttlich zu sein.

Und die Antwort lautet: Nein.

NEUE EUROPÄISCHE BASIS

Was ich gestern über das Schicksal der sozialen und internationalen Idee sagte, bedarf einer Ergänzung,

Es ist klar, dass sie in ihrer marxistischen Form versagt hat. Ganz sicher aber wird nach diesem Krieg das Bedürfnis nach sozialem und internationalem Ausgleich noch viel mächtiger sein als nach dem letzten. Die Leute, die aus den Schützengräben heimkehren und ihre Länder verteidigt haben, werden, vielfach mit Recht, noch grössere Ansprüche auf deren Reichtümer erheben. Und die Völker wird nach dem sinnlosen Morden gewiss ein noch tieferer Ekel über die ewigen Streitereien ankommen. Schon jetzt ist übrigens spürbar, dass verantwortliche Staatsmänner das sich dann stellende Problem voraussehen. Chamberlain sprach vorgestern von einer neuen europäischen Basis, die endlich verhindere, dass jede zweite Generation zu den Waffen greifen müsse. Und Pius XII. liess bereits gleich in seiner Devise: «Opus Justitiae Pax», und in seiner Einführungsrede ein grosses internationales Programm anklingen.

Die Menschheit muss deshalb für die Stunde des Wiederaufbaus die unbedingt notwendige Leitidee parat haben. Besonders auf sozialem Gebiet war das nach dem letzten Krieg nicht der Fall. Deshalb geschah zum Teil nichts, was z.B. in Frankreich zu bösen Reaktionen, die später in der Volksfront und ihren Folgen zum Ausdruck kamen, führte, zum Teil wurden die Völker überrumpelt von sozialistischen und kommunistischen Bewegungen, die blutig niedergeschlagen werden mussten oder selbst ein Blutregiment aufrichteten.

Für die kommende Nachkriegszeit bestehen dieselben Gefahren. Und dies sogar gerade deshalb, weil auch der Sozialismus und der Kommunismus sowohl sozial als international versagt haben. Auch in sie haben die Massen weithin den Glauben verloren. Es könnte deshalb geschehen, je nach dem Ausgang des Krieges, besonders wenn auch Russland politisch geschwächt daraus hervorgehen sollte, dass ihnen überhaupt jedes Ideal fehlt und dass sie einem noch vernichtenderen Anarchismus und Nihilismus verfallen, das heisst, einer blinden Zerstörungswut ohne irgendeine konstruktive Doktrin, wie sie der Marxismus wenigstens vortäuschte. Jedenfalls ist zur Zeit noch nicht ersichtlich, welche neue soziale und wirtschaftliche Lehre auftauchen und zum Hoffnungsstern der Massen werden könnte, die Sowjetunion müsste denn politisch viel mächtiger aus dem Ringen hervorgehen und Europa grösstenteils beherrschen. Doch ist das trotz aller Gefahr bis auf Weiteres nicht wahrscheinlich.

In Wirklichkeit wurde darum das Terrain für einen radikalen Neuaufbau geräumt. Vielleicht könnte

es sogar der historische Sinn der Nachkriegszeit und auch des jetzigen Krieges gewesen sein, die soziale und internationale Idee in der marxistischen Form bis zur Evidenz ad absurdum geführt zu haben und sie als System zu erledigen. Vielleicht hat darum endlich die Stunde für «Quadragesimo Anno» geschlagen. Für die «Quadragesimo Anno» Pius XI., welche die einzig mögliche Form der sozialen Idee enthält, da sie die Klassen nicht gegeneinander, sondern zueinander führt, und die «Quadragesimo Anno» Pius XII., die er inhaltlich in seiner Programmrede angekündigt hat und die auf wirtschaftlicher Grundlage die Basis für das Zusammengehen auch der Völker schaffen würde.

Jedenfalls ist eine andere soziale und internationale Doktrin als die der Päpste augenblicklich nicht sichtbar. Viel Voreingenommenheit dagegen ist bereits gefallen. Den Rest könnten der Krieg und seine Leiden hinwegfegen. Vieles hat versagt, worauf bisher Hoffnungen gesetzt wurden, und die Menschheit tappt ins Leere. Das Ansehen des Papsttums ist so, dass eine grössere Beteiligung desselben an der Lösung der Nachkriegsprobleme wahrscheinlicher ist als nach dem letzten Krieg. Viele Länder haben sich ihm bereits politisch und geistig genähert. Sogar der Sozialismus hat seine marxistische Virulenz vielfach verloren oder jedenfalls mit dem Kommunismus gebrochen. Die Aussichten sind deshalb nicht allzu schlecht.

Auch unser Land wird von dem neuen ideologischen Wellengang nicht verschont. Über den sich jetzt vordrängenden Sorgen des Alltags dürfen wir

deshalb die Vermittlung einer sicheren Doktrin nicht vergessen.

KOMMUNISTISCHE BAUERNFÄNGEREI

Am Samstag abend zitierte der Moskauer Sender in seinen französischen Mitteilungen einen Artikel der «Prawda», in dem es unter anderem hiess: «Solange sich in der Sowjetunion ein religiöser Mensch befindet, ist die kommunistische Revolution nicht beendet.» Das Moskauer Blatt gibt zu, dass die religiösen Anschauungen noch längst nicht überall ausgerottet sind. Es berichtet sogar, dass während der Erntezeit die Popen in einzelnen Gegenden dreitägige Muttergottesfeiern organisiert haben, und sagt, solche Veranstaltungen seien nicht bloss ein grosser wirtschaftlicher Schaden, sondern lähmten auch die produktive Kraft der arbeitenden Klassen, weil sie denselben eine starke Passivität und das Gefühl der Abhängigkeit von einem höheren Wesen beibrächten. Das entwürdigte den neuen russischen Menschen. Aber die Fortschritte der Gottlosigkeit auch unter der Landbevölkerung seien unverkennbar. Als Beweis dafür werden die Aussagen einiger Kolchosenbauern, das heisst Mitglieder von bäuerlichen Gemeinschaften, welche in diesen Tagen die landwirtschaftliche Ausstellung in Moskau besuchten, angeführt. Diese Bauern hätten nach der Besichtigung erklärt: «Früher glaubten wir voller Eifer den Erzählungen der Popen über das Paradies

im Jenseits. Jetzt ist unser Glaube vernichtet. Das wahre Paradies haben wir auf der Ausstellung gefunden.» Das Blatt fügte dieser Beteuerung selbst hinzu: «Dies mag etwas naiv sein, aber das Resultat ist das Gleiche.»

Wohl ein typisches Beispiel kommunistischer Bauernfängerei. Und wahrscheinlich ein noch typischeres für die «Würde» des neuen russischen Menschen.

Man kann natürlich annehmen, dass die Sowjets alle Wunder ihrer landwirtschaftlichen Fortschritte auf dieser Ausstellung zusammenschleppt haben. Vor allem wird die landwirtschaftliche Technik einen mächtigen Raum einnehmen. Doch besteht kein Grund, auch zu glauben, dass sie an Glanz und Bedeutung irgendeine Schau derselben Art in irgend einer grösseren Stadt Westeuropas übertrifft. Könnte man sich aber selbst das letzte Bäuerlein eines unserer Länder, ganz abgesehen von seiner Weltanschauung, vorstellen, das beim Anblick des modernsten Dreschmaschinentyps, des kolossalsten Traktors, einer Kollektion besonders gut gediehener Riesenrunkeln oder eines Stalles ausnehmend reinrassigen Rindviehs und Schweinematerials zu dem Urteil käme, es habe nun endlich das Paradies entdeckt? Und gäbe sich auch nur das finsterste Lokalblättchen dazu her, von einem offiziellen Staatsorgan und den ebenso offiziellen Staatssendern nicht zu sprechen, ein solches Urteil in allen fremden Sprachen in die staunende Welt hinauszuposaunen?

Sicher nicht, und würde es sich auch um den gottlosesten Staat aller Zeiten handeln.

Ohne zu wollen gibt Moskau darum zu, dass die russischen Bauern, auch die der Kolchosen, die doch die Feinblüte kommunistischer Landwirtschaft sein sollen, elendiglich ausgerüstet sind, sie würden sich sonst nicht auf einer Ausstellung ihrer eigenen Produkte und Maschinen im Himmel fühlen. Und ohne zu wollen, verrät es einen Grad von geistiger Armut und Verdummung, der die Grenzen alles dem Westeuropäer Fassbaren überschreitet.

Der primitive, entwurzelte, niedergewalzte, von der Zwangsgemeinschaft erwürgte Mensch in Ekstase vor der Technik.

Wir kennen dieses Bild. Es ist nicht in Russland entstanden. Es ist die Schöpfung unseres neunzehnten Jahrhunderts. Die Schöpfung des weltanschaulich liberalen Bürgertums, seiner Philosophie und seiner Wissenschaft. Der Moskauer Sender nannte am Samstag Abend auch Hegel als geistigen Ahnen Stalins und Lenins. Er meinte damit das gottfremde abendländische Denken überhaupt, dessen Exponent Hegel war. In Europa kniete der Mensch schon anbetend vor dem technischen und materiellen Fortschritt, als Russland noch nichts davon wusste. Das Bild ist darum alt, sehr alt, und die Sache ebenfalls. In grenzenloser Naivität verkündet Moskau sie als Neuheit und als Errungenschaft des kommunistischen Proletariates. In Wirklichkeit sind es nur die Schalen und abgestandenen Ideen des liberalen Bürgertums. So geistig arm und unfruchtbar ist der Kommunismus, dass er nicht einmal einen eigenen Götzen fand. Er verkündet und verwirklicht sie allerdings konsequenter. Er hat sie befreit von den feinen Manieren und den Goldtressen des

privaten Kapitals. Auch von den letzten Hemmungen der christlichen Tradition hat er sie befreit. Er ist darum nicht anders als die wildgewordene Mentalität und Kultur der liberalen bürgerlichen Welt. Und die grosse Sünde wurde nicht zuerst in Russland begangen. Russland ist eher Strafe als Sünde. Das Staunenswerte ist nur, dass das Bürgertum das nicht einsehen kann.

DÖRFELICHE KULTURMISSION

Am Sonntag war ich bei den Oeslinger Bauern ganz oben im Norden. Wenigstens einmal im Jahr, regelmässig wie die Osterbeicht, muss ich hinauf, Sie dulden es nicht anders. Eine leibhaftige Freundschaft hat sich daraus entwickelt. Mit frommen Sprüchen und Gesprächen über Leiden und Sorgen der Bauern, über luxemburgische und belgische Landwirtschaftspolitik, über Butterregime, Getreide- und Viehpreise fing sie an, und weiss Gott, wo sie enden wird. Es muss die Sprache gewesen sein, die sie mühelos verstanden, weil darin die heiligen Dinge dicht neben denen stehen, die ihnen in Wald und Feld und in ihren Scheunen und Ställen begegnen. Vielleicht haben sie auch in mir, trotz allem städtischen und sonstigen Behang, den Stammesgenossen entdeckt. Ich wäre stolz, wenn ich wirklich so unverfälschte Eindrücke machte.

Ihr Pfarrherr ist zwar ein geborener Städter, aber er hat ein feines Gehör für die Schwingungen der Bauernseele. Er hält sein Ohr hart über das Schweigen ihrer inneren Tiefen, die nur selten auf-

brechen, es muss schon der Pflug grossen Leids oder der einer grossen Liebe darüber ziehen.

Ein junger Schulmann geht ihm dabei treu zur Hand. Dem ist klar geworden, dass ein mächtiges Stück seiner Aufgabe diesseits der Schulmauern liegt. Dort, wo sich die Bauern über die Fron ihrer Arbeit beugen und in Gefahr sind, zu vergessen, dass Geist und Wissen und mehr noch die Werte bäuerlicher Tradition und gesunder Familienerziehung zu einem starken Bauerntum gehören. Bauern, ich sage euch, haltet den in Ehren. Der erfüllt in eurer Mitte mit dem hellhörigen Pfarrherrn, was wir Zeitungsschreiber gern eine dörfische Kulturmission nennen. Eine Gemeinde wird noch Generationen lang daran zehren. Wundert euch auch nicht, wenn euere Buben aus dem Nachschulunterricht mit aufgeschlosseneren Augen kommen und für Dinge Interesse zeigen, und wäre es gar die Zeitung, die ihr selbst kaum achtet. Auch die Zettel und die Zeitungsausschnitte, die ihr zu eurerer Belehrung manchmal des Morgens an der Molkereitüre findet, hängt er auf, ich verrate euch das im Vertrauen.

Merkt ihr übrigens nichts an euren Jungbauern? Am Sonntag sass ich wieder mit einigen zusammen. Sie, der Pfarrherr, der Schulmann und ich, der Zeitungsschreiber. Hätte einer uns gesehen und gehört, er wäre überzeugt gewesen, wir seien Brüder und Bildungsgenossen. Wo war denn da ein Unterschied? Höchstens der, dass sie Fäuste auf den Tisch legten wie Pferdehufe so hart, und dass ein Beben den Butterstullen oder die hausmachene Wurst überkam, wenn sie sich darüber machten. Aber sonst: Gleiches Verstehen der dörflichen Seele und Bedürf-

nisse, gleich hoher Schwung der Zusammenarbeit im Dienst der Dorfgemeinschaft. So ein Konventikel sieht aus wie der geistige und wirtschaftliche Generalstab einer Bauerngemeinde. Das ist Dorfführung mit vereinten geistigen und wirtschaftlichen Kräften. Und das ist nationale Arbeit und Dienst am Luxemburger-tum.

Natürlich fehlt dabei nicht der soziale Sinn. Der Pfarrherr hatte am Morgen eine Kartoffelkollekte für eine Industriefarrei von der Kanzel verkündet. Natürlich werden sie die Sammlung machen. Der Johann hält hundertfünfzig Zentner für gesichert. Es soll keiner bei uns Hunger leiden, meint er, nicht einmal ein Fremder. Auch das Gespann bis zum nächsten Bahnhof werden sie zur Verfügung stellen. Der Pfarrherr von drunten soll nicht sein halbes Geld für einen teureren Autotransport vertun müssen. Die von sechs Nachbargemeinden haben auch so beschlossen.

Muss ich nun ein ganzes Jahr warten, um euch wiederzusehen? Ihr strahlt eine Kraft aus, die man auf vorgeschobenen Posten vermisst.

KRIEGSVOLKSKÜCHE

Nächste Woche wird die Volksküche geöffnet.

Nach grösseren Vorbildern hätten die Organisatoren dieselbe dieses Jahr Kriegs Volksküche nennen und ein feierlich eröffnetes Sammelwerk dahinter stellen können. Es würde darin die Nuance liegen, dass die Not wachsen wird, und die Wohltätigkeit ihr Schritt halten soll.

Wahrscheinlich rechnen sie damit, dass dieses von selbst geschieht. Es wurden in den letzten Jahren wohl gute Erfahrungen gemacht. Auf viel öffentlichen und amtlichen Propagandalärm können sie deshalb verzichten. Unsere Volksgemeinschaft bewährt sich noch ohne offiziellen Druck, sie ist dafür umso echter und dauerhafter.

Wer darum einen Beitrag geben kann, gebe ihn dieses Jahr besonders gern und grossmütig. Denn die Not nimmt sicher zu, weil die Arbeitslosigkeit steigt und das Einkommen sinkt. Auch die öffentlichen Wohlfahrtsbudgets werden in manchen Gemeinden zu Sparzwecken reduziert. Viel bittere Armut wird deshalb zu tragen sein. Viel verschämte besonders, weil nicht jeder den Mut zum Bekenntnis findet. Noch neulich ist in einer italienischen Familie eine grössere Tochter an Unterernährung gestorben. Die Eltern waren nicht so kühn, öffentlich um Hilfe anzuklopfen, aus Furcht, sie würden als mittellose Ausländer über die Grenze gebracht. Ich sagte schon gestern, dass die Bauern im Spenden das gute Beispiel geben.

Trotzdem fühle ich, wenn der Name Volksküche fällt, immer einen Stachel. So notwendig sie vielleicht ist, die Art dieser karitativen Einrichtung kann mir nicht gefallen. Diese öffentlichen und massenweisen Speisungen stehen irgendwie im Widerspruch zur menschlichen Würde und zum Familienleben, das am gemeinsamen, wenn auch dürftigen Tisch gewöhnlich seinen schönsten Ausdruck findet. Es verrät deshalb ein grosses Feingefühl und ein vornehmes soziales und menschliches Denken, wenn die Leiter der Küche so stark darauf drängen, dass

das Essen nur abgeholt und zu Hause eingenommen wird.

Mich dünkt deshalb, es wäre am schönsten, wenn wir zusammen darauf hinarbeiteten, diese Einrichtung soweit als möglich wieder überflüssig zu machen. Zum Glück handelt es sich noch nicht um eine staatliche Angelegenheit, das heisst um büro- und geschäftsmässig organisierte Fütterungen. Es ist tatsächlich noch Liebe und persönlicher Opfersinn dabei, und jede warme Suppe wird auch von einer warmen Hand gereicht und mit einem warmen Wort oder Blick begleitet. Dennoch fehlt zum Teil das Diskrete, das Persönliche und Menschliche. Darum bleibt immer etwas Drückendes, etwas Verletzendes sogar damit verbunden, etwas, das bewusst oder unbewusst einen Groll erzeugt gegen die Gesellschaft, die zu so demütigen Gängen zwingt, und die so schlecht organisiert ist, dass selbst die Arbeit nicht mehr ernährt. Darum leiden auch viele lieber Hunger, als dass sie zur Küche kommen.

Gewiss, der private Bitt- und Bettelgang ist nicht weniger demütigend, besonders, wenn er zu vielen harten Türen führt. Aber auch er soll möglichst vermieden werden. Könnten nicht viele Besitzenden selbst die Initiative ergreifen und Notleidende ausfindig machen? Wieviele könnten schon durch ihr Dienstpersonal die eine oder andere Familie systematisch unterstützen. Niemand brauchte es zu wissen. Wieviel wäre auch getan mit der Vergebung kleiner Arbeiten. Wieviel können überhaupt wohlwollende Arbeitgeber. Unter Umständen ist Arbeit sogar das schönste Almosen.

Übrigens gibt es eine wunderbare Vermittlungsstelle: die Vinzenzkonferenzen. Sie sind die ideale Armenbetreuung. Sie verbinden das soziale und menschliche Element in ausgezeichneter Weise. Ihre Hilfe ist diskret. Sie ist auch nicht nur materiell, sondern geistig und seelisch. Sie richtet durch den persönlichen Kontakt auf und versöhnt. Sie erzieht nicht zur Verbitterung und Revolution gegen soziale Zustände, für die auch die wohlhabenderen Klassen meist nicht können. Sie wendet sich vor allem an die Familie und geht der Not auf den Grund. Sie ist buchstäblich leibliche und geistige Wohlfahrtspflege.

Das führt zu dem Schluss: Mehr Vinzenzkaritas als Volksküche! Sollte nicht ein grosser Versuch in dem Sinn gewagt werden? Sollten wir die Öffentlichkeit nicht besser aufklären, was die Vinzenzkonferenzen sind? Und sollten wir nicht auf Mittel und Wege sinnen, ihnen eine grössere Leistungskraft zu geben?

Die Presse wäre gerne zur Verfügung. Jedenfalls sähe ich lieber in ihren Spalten Subskriptionslisten für die Vinzenzkonferenzen als für die Volksküchen. Diese sind ein Ersatz, der wieder verschwinden oder doch auf ein Mindestausmass beschränkt werden soll.

Er ist unserer Zeit nicht zur Ehre.

LOKOMOTIVEN FEHLEN

Gestern veröffentlichte die Presse die Klagen einer Gruppe von Grubenarbeitern, die darunter

zu leiden haben, dass die notwendigen Förderwagen und Lokomotiven fehlen.

Das erinnert an den Abbau der Zugverbindungen überhaupt, der gleich zu Beginn des Krieges vorgenommen wurde, und an die Rolle unserer Eisenbahnen im kriegswirtschaftlichen Leben, zu dem wir bis auf Weiteres verurteilt sind.

Diese Rolle ist nicht gering. Die Stockungen der Produktion und des Warenumsatzes sind aus psychologischen, finanziellen und aussenpolitischen Ursachen schon von selbst sehr gross. Kommen dazu Stockungen des Verkehrs, so wirken sich dieselben doppelt belastend aus, diese letzteren müssen darum auf ein Minimum beschränkt bleiben. Und sie können es, weil der Inlandsverkehr doch in unseren Händen liegt.

Oder ist das auch jetzt, seit dem Kriegsausbruch, noch nicht der Fall? Hängen wir in Bezug auf Zahl und Zeit der Züge noch von irgendeiner ausländischen Stelle ab? Es hiess doch, wir hätten uns sofort selbständig gemacht. Zwar wurde nicht gesagt, wie und mit welchen Mitteln und warum dies plötzlich so glatt vonstatten gehen konnte, aber in der Eisenbahnfrage waren wir gewohnt, nichts zu erfahren und auf gut Glück denen zu trauen, die bei uns trotz allem den Namen Eisenbahnminister führen. Sollte es darum mit der Selbständigkeit nicht so recht stimmen? Von einer fremden Einnischung war indes bisher ebenfalls nichts zu hören. Man darf also annehmen, dass unsere eigenen Behörden die uneingeschränkte Verfügungsgewalt haben.

Allerdings deutet der Protest der Grubenarbeiter zu einem Teil auf den Mangel an rollendem Material

und zu dem anderen auf einen solchen an Organisation und Personal hin. Wurden uns vom Ausland und für dessen Bedürfnisse Wagen und Maschinen entzogen? Sie tragen ja alle nicht unseren Namen und gehören uns wohl auch nur leihweise. Wenn dies der Fall ist, könnte die Öffentlichkeit vielleicht am besten ein Wort darüber erfahren. Wirklich vorhandenen Schwierigkeiten hat sie sich noch immer vernunftgemäss gebeugt. Übrigens gibt es noch eine zweite Eisenbahngesellschaft im Land, die seit langem über Mangel an Transportaufträgen klagt. Durch eine nicht sehr kostspielige Vereinbarung liesse sich der Not wahrscheinlich steuern.

Der Abbau des Personals aber und die sich daraus ergebenden Organisationshemmungen sind seit Jahren Gegenstand der heftigsten Reklamationen in Presse und Kammer. Es wäre nicht gut, wenn die Bahnleitungen in den Ruf kämen, die Krise zu benutzen, um auf dem so oft bedauerten Weg voranzukommen. Freilich hat das Transportquantum abgenommen. Aber in so schrecklichem Masse doch wohl nicht. Mit Ausnahme des industriellen Exportes ist der Ausfall kaum so gewaltig. Und auch die Industrie hat sich zum Teil wieder erholt. Gerade die wartenden Erzlieferungen beweisen es. Zwar sind dafür Spezialwagen erfordert, aber gerade hier wären Abmachungen mit anderen, sogar ausländischen Gesellschaften sicher nicht unmöglich, weil auch diese, infolge der geänderten Grenz- und Lieferungsverhältnisse nicht überlastet sind. Oder sollen z.B. belgische Hüttenwerke, die jetzt auf unsere Erze angewiesen sind, uns nicht, wenn nötig, im Verein mit den belgischen Bahnen aushelfen?

Wie alle anderen wirtschaftlichen Sektoren des Landes, dürfen darum auch die Eisenbahnen ihre Solidaritätspflicht nicht vergessen, selbst wenn einzelne Opfer damit verbunden sind. Zum mindesten mögen sie sich nicht hinderlich wirken. Soll übrigens die Verteuerung der Autotransporte ihnen nicht zugutekommen?

DIE PROPHETEN DER VÖLKER

Das Regierungsdepartement für Künste und Wissenschaften hat mitgeteilt, dass es dieses Jahr keine Preise vergeben kann. Zwar sind es nie «Goncourt»- und «Nobel»-Preise gewesen, und man hörte auch nicht, dass die glücklichen Empfänger sie in ihrem Titel erwähnten, etwa in der Form «Staats-träger» oder ähnlich, aber ganz verächtlich waren sie doch nicht. Sie standen eben im Verhältnis zu unsern Mitteln und wohl auch zu unsern Leistungen.

Trotzdem ist zu hoffen, dass die Musen bei uns nicht verstummen werden. War der letzte Krieg nicht sogar die stärkste Inspiration für einige unserer besten Dichter? Die heutige Generation hat sicher nicht weniger Sinn und Gefühl für das noch viel grössere Geschehen, in das wir eingetaucht sind. Die Dichter waren immer die Propheten der Völker. Die Künder der neuen Welten, deren treibende Kräfte bei den gewöhnlichen Sterblichen die Schwelle des Unbewussten noch nicht überschritten hatten. Ich stelle mir deshalb vor, dass dichterische Naturen die Wucht kommender Entwicklungen qualvoll empfinden und getrieben sind, sie im erlösenden Wort zu

erfassen und zu formen. Dies umso mehr, als wir bis auf Weiteres wie von einer beschaulichen Galerie aus das gigantische Ringen auf der Weltbühne verfolgen können.

Oder bedarf dieses Ringen nicht der Deutung? Ist die Stumpfheit, mit der die Völker es über sich ergehen lassen, die einzig vernünftige Haltung, es zu überdauern? Wir müssten in dem Fall an der Geschichte und der Vorsehung verzweifeln. Ich persönlich wenigstens müsste es. Darum legte ich auch zu Beginn dieses Tagebuches ein Bekenntnis an «den Sinn des Sinnlosen» ab. Es braucht mir nicht leid zu sein. Seither ist noch viel klarer geworden, dass Geist, Seele und Mensch der Einsatz des Kampfes sind und dass ihnen vom Baltikum und über die Dardanellen her tödliche Gefahren drohen. Der Sinn des Sinnlosen ist inzwischen also mit Händen greifbar geworden.

Soll es darum in den weit zarter besaiteten Menschen nicht wie wildes Alarmläuten klingen? Sollen in ihrer Seele nicht die ersten Erdstöße wahrzunehmen sein, aus denen das Neue emporbricht, um die ersten Wehen einer Stunde, die Tod oder Leben in ihrem Schosse tragen kann?

Es ist deshalb ihre Pflicht, vor ihren Völkern die Sturmglocken zu ziehen. Sie sind die inspirierten Deuter des Geschehens. Sie müssen das Unbewusste geahnter Umwälzungen ins Licht des Bewusstseins und der aufbaugewillten Erkenntnis führen. Sie müssen den grossen Leitideen der Neuwerdung hinreissende Gestalt geben und uns dieselben wie Gebete auf Seele und Lippen legen. Was sie in die Gemüter hineinsingen, wird mehr als alles andere ein weit-

hallendes Echo wecken. Wird sogar die Volksseele erst zur Wirklichkeit machen, weil das Volk seine intimsten Wünsche darin wiedererkennt und zu einem brausenden Einheitswillen verschmilzt. Und wird auch die mystischen Kräfte erzeugen, die Vergangenheit zu überwinden und die Zukunft auf gediegenere Fundamente zu stellen.

Wer kann uns dieses Lied der neuen Zukunft geben? Wer wird den glücklichen Satz finden, den wir unserm Hoffen und Bangen wie eine Fahne vorantragen können und der in allen Seelen zündet, dass er zugleich Licht der Wahrheit und Feuer der Begeisterung sei?

Gilt übrigens nicht, was ich von den Dichtern sage, in seiner Art von allen Privilegierten des Geistes und der Bildung? Von denen, die sich den stolzen Namen Intellektuelle beigelegt haben? Ist das, wofür die Völker jetzt bluten, in seinen Anfängen nicht das Werk von Intellektuellen? Von den sogenannten Koriphäen des europäischen Denkens. Und brauchen wir uns deshalb zu wundern, wenn die Völker sich gegen den Geist empören, der ihnen so wenig Geistiges gebracht hat?

Wer sich darum zu den Geistigen rechnet, hat die Pflicht, die Sünde des Geistes am Volk sühnen zu helfen.

GEISTIGER EROBERUNGSFELDZUG

Es fällt auf, dass in den letzten Tagen unsere drei Nachbarländer reihum Propaganda für ihre Universitäten in unserer Presse machen. Man könnte

meinen, bei uns zögen sie jedes Jahr zu Tausenden auf die hohen Schulen des Auslandes und es sei für dieses ungeheuer wichtig, ein paar Luxemburger mehr zu betreuen. Zwar bestand schon immer ein gewisser Wettstreit zwischen ihnen, aber so intensiv wie gerade jetzt nach Ausbruch des Krieges scheint mir ihr Werden nie gewesen zu sein.

Ich muss gestehen, dass mir der Grund dieser Rangablauferei nicht ganz klar ist.

Handelt es sich bloss um das Privatunternehmen einzelner Gesandtschaften, von denen jede die Konkurrenz nicht gewähren lassen will, da ihr das eventuell zum Vorwurf gemacht würde? Oder sind es die Ausländerorganisationen, die sich hinter ihre diplomatischen Vertreter spannen, weil sie sich auf weite Sicht ihr Operationsterrain vorbereiten wollen? Oder geht es um wirtschaftliche, politische und ähnliche Interessen, um Devisenbeschaffung und Sympathiezüchtung, vielleicht sogar um die Heranbildung von kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Vorposten, auf deren Hilfe gelegentlich gezählt würde? Ich weiss es nicht. Doch ist nicht zu leugnen, dass man sich förmlich um uns reisst.

Mit etwas Naivität könnte man auf diese seltsame Erscheinung stolz werden. Der Gedanke, dass wir trotz allem eine Bedeutung haben, weil unsere grossen Grenzgenossen sich so angelegentlichst um uns bemühen, liegt gefährlich nahe. In Wirklichkeit aber leiden wir wenigstens an dieser Einbildung nicht.

Ich glaube allerdings auch nicht, dass wir viel von solchen Reverenzen zu fürchten haben. Im

Gegenteil, dieses Kreuzfeuer der Interessen und Sympathieangebote gereicht uns eher zum Schutz. Schon hundert Jahre lang verdanken wir unsere Existenz dem gegenseitigen Neid unserer Anstösser. Keiner mag uns dem anderen gönnen. Mich dünkt darum, dass wir auch die Erhaltung unserer Eigenart diesen sich bekämpfenden Einflüssen verdanken. Selbst nicht sehr produktiv an kulturellen Werten, oder wegen unserer Kleinheit wenigstens nicht sehr widerstandsfähig, würden wir bei einseitiger Beeinflussung geistig leicht gleichgeschaltet, was schon eine Art Annexion wäre, welche die politische, heute, wo alle Gründe dafür gut sind, vorbereiten könnte. Wir müssen uns deshalb vor dieser Einseitigkeit hüten. Und wir dürfen zufrieden sein, dass die Herren Nachbarn uns die Arbeit so leicht machen.

Ich meine sogar folgendes: Weil dem so ist, sollen wir selbst dafür sorgen, dass die verschiedenen Einwirkungen von aussen immer richtig dosiert sind. Diese Dosage scheint mir eine unserer wichtigsten Aufgaben. Dieselbe muss vor allem den jeweiligen geistigen und politischen Strömungen des Auslandes, die über kurz oder lang für uns Gefahren sein können, Rechnung tragen. Wir müssen mit Geschick und Klugheit den Ausgleich schaffen und wäre es auch durch bewusstes Ausspielen einer fremden Kulturmacht gegen die andere. Irgendeine diskrete Leitung müsste es dafür geben. Sie wäre höchste Regierungsweisheit. In keinem Fall dürfen wir uns der ausländischen Bearbeitung rein passiv unterwerfen. Wir müssen ihr aktiv entgegenreten. Darum sind Wachsamkeit, Kontrolle und Initiative am Platz.

Beispiel: Neulich sagte mir ein junger Intellektueller, dass über seine Fachliteratur und Fachwissenschaft fast nur Werke einer bestimmten Herkunft im Lande zirkulierten und dass auch die Fachzeitschrift seines Berufes fast nur solche rezensiere. Ich antwortete ihm, mir sei wohl deshalb seit längerer Zeit aufgefallen, dass gerade sein Beruf sehr stark in Ideen denke, die ich schon oft bekämpft habe und die ich als gefährlich ansehe. Ich wundere mich besonders, dass sogar die Katholiken unter seinen Kollegen davon erfasst seien und dafür einstünden, selbst wenn in offiziellen kirchlichen Dokumenten das Gegenteil stehe, von anderen, noch sonderbareren Dingen und Äusserungen nicht zu sprechen. Meiner Schätzung nach sei diese Tatsache nur aus einer systematischen Buchpropaganda zu erklären, die von bestimmten Stellen aus gemacht und von anderen unterlassen werde, und die ein regelrechter geistiger Eroberungsfeldzug sei.

Ich glaube mich in diesem Urteil nicht zu irren.

RÜCKKEHR ZU ALTEN FORMEN

Die Regierung hat neulich die Besitzer von ungenutztem Gelände aufgefordert, dasselbe den Arbeitslosen zur Anlage von Kleingärten zur Verfügung zu stellen. Dadurch würden sonst feiernde Hände beschäftigt und die Ernährungslage mancher Familie verbessert.

Die Initiative ist ausserordentlich begrüßenswert. Das Ausland hat sie zum Teil schon verwirk-

licht. Vor einigen Tagen gingen durch die internationale Presse sogar Photographien von Squares und Parkanlagen in grossen Hauptstädten, die fortan nicht mehr Ziergewächse, sondern Gemüse tragen werden. Wir befinden uns also in guter Gesellschaft.

Leider eignet sich ein grosser Teil der Terrains in und unmittelbar um die Stadt nicht sehr gut zum Gartenbau. Der Boden ist vielfach lehmig und bedarf einer längeren Umarbeitung und Durchmischung mit Humus, Dünger und sandigen Beigaben, ehe er wirklich ertragreich wird. Die Geologen und erfahrenen Gärtner wissen darüber mehr zu sagen. Es könnte deshalb geschehen, dass der Krieg ein gut Stück vorüber wäre, ehe greifbare Resultate zu verzeichnen sind.

Doch ist das nicht Grund genug, den Versuch zu unterlassen. Den Liebhabern von Parzellen würden gewiss unter anderem Thomasschlacken zu den für die Landwirtschaft üblichen Vorzugspreisen abtreten. Vielleicht wäre die Grossindustrie in dieser Hinsicht sogar noch zu einem weiteren Entgegenkommen bereit. Auch die städtischen Kläranlagen und andere Anstalten mit für Düngezwecke brauchbaren Abfallprodukten würden gewiss helfen.

Es liesse sich übrigens ein anderer Modus für die Verwirklichung der Idee finden.

Vor noch nicht langer Zeit, als die Bewohner der Städte und grösseren Industrieorte, die «Bürger», wie die Bauern sie gerne nannten, noch mehr Verbindung mit dem Boden hatten, wurden jedes Jahr grosse Flächen Land von ihnen gepachtet. Sie pflanzten ihre eigenen Kartoffeln, der Bauer besorgte dieselben, übernahm auch die Heimfuhr und erhielt dafür einen

mässigen Zins oder die Hilfe der Pachtleute bei der eigenen Ernte. Die «Bürger» waren reichlich versehen, konnten oft sogar einige Malter verkaufen und behielten doch die Saat für das nächste Frühjahr und den Unterhalt für einiges Vieh. Das war eine durchaus gesunde Wirtschaft. Gewaltig mehr Luxemburger als heute standen, wie Herr Staatsminister Dupong es einmal wünschte, mit dem einen Fuss in der Industrie und mit dem anderen im Boden der Heimat.

Es ist nicht der geringste Zweifel, selbst wenn kein Krieg wäre, dass wir früh oder spät in grösserem Massstab zu dieser Lebensweise zurückkehren müssen. Der Luxemburger Boden muss wieder mehr Menschen durch ihre eigene Arbeit ganz oder teilweise ernähren. Warum also nicht gleich damit beginnen?

Allerdings sind auch die Bauern selbst von diesen Methoden abgekommen. Die intensive Bewirtschaftung ihrer Ländereien, die Erleichterung der landwirtschaftlichen Arbeit durch die Maschinen, die zur Ausdehnung der Anbauareale führende Lockung der Getreideprämien, die systematische Milch- und Fettviehproduktion auf Grund einer ausgedehnten Park- und Weidewirtschaft und andere betriebswirtschaftliche Änderungen machten die Verpachtung von Land weitgehend überflüssig oder unmöglich. Aber auch bei ihnen ist die Rückkehr zu den alten Formen wahrscheinlich. Schon heute fehlt es bedrohlich an Arbeitskräften. Die Maschinen bilden ein teures Kapital. Die Produktion kann sehr wohl auf noch grössere Absatzschwierigkeiten stossen und eingeschränkt werden. Besonders für die Weidewirtschaft könnte das der Fall sein. Darum

ist es sehr wohl möglich, dass wieder Land für Pachtliebhaber frei wird und dass die Landwirtschaft es gerne zur Verfügung stellt, vor allem, wenn sie auf diese Weise Hilfskräfte erhalte, die sie nur in den arbeitsstarken Perioden des Jahres zu bezahlen brauchte. Beiden Seiten wäre dadurch gedient.

Allerdings klingt das für unsere heutige Mentalität wie böhmische Dörfer. Wir sind greulich und über unsere Verhältnisse hinaus vergrossstädtert. Zu unserem Vorteil ist es sicher nicht. Und schon die geringste Krisenerscheinung auch ausserhalb des Krieges zeigt, dass es ebenfalls wirtschaftlich nicht gesund ist. Ein so kleines Land wie das unsere mit so geringen Zukunftsaussichten in industrieller Beziehung teilt sich nicht ohne Schaden auf in rein grossstädtische und grossindustrielle und in landwirtschaftliche Lebensbezirke. Viel mehr von uns müssen in Verbindung mit dem Boden bleiben.

Vielleicht bringt die grössere Not des Krieges uns auch diese Erkenntnis.

AUCH EINE GEWISSENSFRAGE

Vor einigen Tagen teilte die Polizei mit, dass sie verschiedene Bauern protokolliert habe, weil dieselben Kartoffeln von weniger guter Qualität, als die Muster waren, geliefert hätten.

Man wird mich nicht der Voreingenommenheit gegen die Landwirtschaft beschuldigen können. Ich weiss auch, dass von diesem Einzelfall kein allgemeines Urteil zulässig ist. Trotzdem kann ich nicht leugnen,

dass solche Handlungen etwas Peinliches an sich haben.

Und zwar gerade, weil Bauern dabei in Frage sind. Gerade bei ihnen sollen Praktiken dieser Art ausgeschlossen sein. Die Landwirtschaft hat dabei nur zu verlieren. Es wäre unendlich bedauerlich, wenn sie in den Ruf käme, auch bloss irgendwie die gegenwärtige Lage auf ungebührliche Weise auszunutzen, ganz abgesehen davon, dass die Ehrlichkeit die schönste Zierde des Bauerntums ist. Der Misskredit, der im letzten Krieg über einzelne landwirtschaftliche Kreise gekommen war, könnte sich auf den ganzen Stand ausdehnen und katastrophal werden.

Die Bauern dürfen nämlich nicht vergessen, dass die bisher zu ihren Gunsten geführte Landwirtschaftspolitik ohne die willige Mitarbeit der anderen Stände nicht möglich oder doch viel schwerer wäre. Herr Ackerbauminister Margue hat das vorgestern auf dem Fraktionstag der Rechtspartei sehr treffend so ausgedrückt, dass das Land die Bauern in Friedenszeiten erhalte, damit es von ihnen in Kriegzeiten erhalten werde. Die Friedenszeiten aber dauern im Allgemeinen länger als die Zeiten des Krieges. Damit ist gesagt, dass die Opfer im Dienst der Landwirtschaft keine geringen sind, so sehr das nationale Interesse sie auch verlangt. Missbräuche könnten es deshalb mit sich bringen, dass nach Schluss des Krieges viel stärkere Widerstände gegen die Preis- und Schutzpolitik in Erscheinung träten. Vielleicht wissen die wenigsten Bauern, welch unendliche Mühe es schon in der Vergangenheit gekostet hat, solche Widerstände zu überwinden, weil sie weder

einzelnen noch in ihren Organisationen sehr viel dazu beitragen. Sie haben andere den Kampf für sich führen lassen. Ob diese indes immer die gleiche Lust dazu hätten oder wenigstens dieselben Resultate verzeichnen könnten, wenn infolge unredlicher Akte die Stimmung umschlüge, ist sehr zweifelhaft. Es wird nichts schaden, wenn die Landwirtschaft sich das immer vor Augen hält.

Überhaupt soll sie mehr Wert auf die Qualität ihrer Produkte legen. Ihre Zukunft hängt gutenteils davon ab. Die Konsumenten haben auch ein Recht darauf. Der Ruf nach der freien Zulassung der ausländischen Konkurrenz und ihre eigene Konkurrenzkraft auf fremden Märkten stehen in direktem Verhältnis dazu. Als Beispiel können vielleicht die Kartoffeln dienen. Die Ernteperiode war stark verregnet. Die Fäule erreicht deshalb einen ziemlich hohen Grad und die Sortierung verlangt grössere Sorgfalt. Sie sollte für den Verkauf nicht bloss mechanisch vorgenommen werden. Ich kenne einen Fall, in dem auf acht Zentnern mehr als ein Zentner unbrauchbar war. Kommt dazu das in den letzten Jahren oft bitter beklagte Schwarzwerden beim Kochen, so ist es kein Wunder, dass jede Hauptmahlzeit zu Schimpfereien über die Bauern Anlass gibt. Die billige Ausrede, die verwöhnten Städter seien nie zufrieden, gilt nicht. Die Käufer sollen für ihr Geld ordentliche und möglichst wenig verlustbringende Ware erhalten. Und dies besonders jetzt, wo die ärmeren Haushalte für ihre Ernährung wieder mehr auf Kartoffeln angewiesen sind, und ihr Einkommen sinkt. Mehr als sonst ist die reelle Belieferung darum auch eine Gewissensfrage.

Es stehen nicht nur ein paar Malter Kartoffeln auf dem Spiel.

KONSEQUENTE LANDWIRTSCHAFTSPOLITIK

Die Meldung, dass dreihundert polnische Landarbeiter in diesen Tagen abreisen werden, hat unvermittelt ein Problem aufgeworfen, dessen bisherige Notlösungen die gefährliche Wirklichkeit noch einigermassen verschleierten. Dasselbe geht nicht nur die Bauern an, sondern das ganze Land. Ein Ausweg ist in diesem Augenblick noch nicht sichtbar.

Zum Glück stehen wir in einer Zeit des Jahres, die den Entzug der Arbeitskräfte weniger spürbar macht. Die Ernte ist weithin beendet, mag die Saat auch noch nicht restlos bestellt sein. Wintersüber lässt sich einigermassen durchkommen.

Aber im Frühling? Die Gefahr ist unverkennbar, dass die landwirtschaftliche Produktion eingeschränkt wird. Was dies unter den gegenwärtigen Umständen für die Lebensmittelversorgung bedeutet, ergibt sich von selbst. Und nicht nur für sie, sondern auch für die Kaufkraft der Landwirtschaft und deshalb für den Mittelstand, und ebenso für die Preise der landwirtschaftlichen Produkte und infolgedessen für das verminderte Einkommen der Konsumenten.

Auf der anderen Seite steht die wachsende Zahl der Arbeitslosen in der Industrie, im Handwerk und bei den Privatbeamten, für die der Staat krampf-

haft nach Beschäftigung sucht und für Millionen Arbeiten ausführen muss, die zum Teil überflüssig sind und das Budget schwer belasten.

Natürlich liegt es nahe, die fehlenden Kräfte auf dem Lande durch diese Arbeitslosen zu ersetzen. Man wird es auch versuchen. Aber wie weit wird es gelingen? Wollen dieselben gehen? Sind sie beruflich und moralisch tauglich dazu? Und können wir, wenn nötig, zu Zwangsmassnahmen greifen? Dass diese Fragen mit Ja beantwortet werden dürfen, ist alles andere als bewiesen.

Wir befinden uns damit vor den Folgen moralischer und wirtschaftspolitischer Zustände, die von einsichtigen Kreisen seit langem beklagt wurden.

Die moralischen, die das Fehlen eigener Arbeitskräfte und die Sucht nach einem bequemeren Leben, beides die Wirkung der abnehmenden religiösen Gesinnung, mit sich brachten, sind bekannt. Leider darf man auch heute nicht darauf hinweisen, ohne sich das Spötteln bestimmter Stellen, die gerade jetzt die Not-helfer spielen möchten, zuzuziehen.

Die wirtschaftspolitischen sind nicht weniger klar. Jahrelang und oft in den heftigsten Kämpfen mit der industriellen, liberalen und sozialistischen Presse wurden sie unter dem Stichwort: Gleichgewichtsmangel zwischen Industrie und Landwirtschaft, behandelt. Die Industrie bot, besonders in Konjunkturzeiten, die sie dazu hemmungslos ausnutzen konnte, Lohn- und Lebensbedingungen, welche die Landwirtschaft unmöglich bieten konnte. Dadurch wurden vom Lande nicht nur die Schicht der Tagelöhner, sondern auch direkt landwirtschaftliche, sogar klein- und mittelbäuerliche Kräfte angezo-

gen, die dem Bauerntum heute in jeder Hinsicht fremd sind.

Darum war eine konsequente Landwirtschaftspolitik, welche die Konkurrenz der Industrie einigermaßen wettmachen konnte, eine Forderung der elementarsten Vernunft. Das landwirtschaftliche Einkommen musste in einem Masse gesteigert werden, dass der Anreiz zum Verlassen des Landes abgeschwächt und die Möglichkeit zur Ansiedlung geschaffen wurde. Gegen diese Politik liefen aber gerade wieder die grossindustriellen, liberalen und sozialistischen Kreise bis in die allerletzte Zeit vor dem Kriege Sturm. Nur unter den grössten Mühen konnte wenigstens einiges durchgesetzt und gehalten werden. Ohne das wäre die Katastrophe heute noch viel schmerzlicher.

Es ist notwendig, angesichts der nun wachsenden Schwierigkeiten an diese Tatsachen zu erinnern.

BOTENGÄNGE

Ich habe einen Freund unter den Zöllnern. Seitdem der Krieg an unsern Grenzen herumlungert, ist er mit einigen Kollegen zum äusseren Dienst mobilisiert und muss periodisch ins «Feld». Er hat dagegen nichts einzuwenden und findet es sogar bekömmlich, sich von Zeit zu Zeit im Freien zu verschnaufen.

Nur scheint er das Unglück zu haben, an einer Strecke zu liegen, wo es nicht ganz geheuer ist.

Zwar beklagt er sich nicht über «verirrte» Geschosse oder sonstige Gefährlichkeiten, damit fände er sich ab, weil sie zu seinem Handwerk gehören

und nicht viel dagegen geschehen kann. Umso redlicher ist jedoch sein Ärger darüber, dass sie schutzlos Wind und Wetter ausgeliefert sind. Das nennt er eine mutwillige Plackerei und meint, ich müsste auch für seine Zunft eine Lanze brechen. Wenn's nach oben hin nichts helfe, werde es nach unten wenigstens eine Freude machen, und auch das sei eine Deckung gegen Sturm und Kälte.

Mein Freund Zöllner überschätzt offenbar meinen Einfluss. Ich möchte ihm verraten, dass ich vielleicht mit mehr Aussicht auf Erfolg beim lieben Gott um Sonnenschein fürsprechen könnte als bei den hohen Herren seines Stammes um eine Regenhaube. Allerdings habe ich auch einen Freund unter den Oberzöllnern und ich treffe ihn bisweilen bei Gelegenheiten, wo er seinen zugeknöpften Rock zu Hause lässt und die gemütliche Seite zeigt. Ich werde nächstens den Augenblick ablauern, in dem er seine Pfeife stopft und ein paar Kegel mehr umgelegt hat als gewöhnlich, um dann einen Angriff zu wagen. Es könnte sein, dass ich Glück hätte. Mit einem Bundesgenossen wie ihm sind die Chancen schon besser.

Übrigens verlangt der andere, der Unterzöllner, meiner Schätzung nach nichts Unvernünftiges. Er möchte bloss, dass in seinem Sprengel drei oder vier Schutzhütten gebaut werden, wo die Grenzwächter sich abwechselnd eine Amenlänge ins Trockene stellen könnten, nachdem ihnen Wind und Wetter stundenweis um die Ohren gepfiffen haben. Eine sehr schreckliche Ausgabe kann das nicht sein, jedenfalls wäre sie nicht überflüssig. Wer halbe Tage lang mit nassem Fell durch Dick und Dünn herumstrapaziert und sich meist gegen die

schlimmsten Güsse an eine Giebelwand oder einen Baumstamm kleben muss, verlangt als Unterschlupf keinen Salon. Die Dienstfreudigkeit könnte ebenfalls nur gewinnen.

Als Fachmann, der sich auf die Schliche der Grenzläufer versteht, erklärt er mir obendrein, dass auch die Sicherheit zunehmen würde. Steht so ein Uniformierter auf offenem Gelände – seine Grenze scheint nicht viel bewachsen zu sein – so ist das für den Schmuggler und Deserteur der reinste Wegweiser. Ist aber die Hütte da, weiss niemand: Sitzt der jetzt drinnen oder sitzt er draussen? Die Hütte wäre ein trefflicher Beobachtungsposten. Die Unsicherheit würde zum stärksten Element der Sicherheit.

Noch eine andere Klage hat mein Zöllner. Seine Grenze läuft hart an Positionen vorbei, die sehr wohl Ziel von Fliegerangriffen werden könnten. Ein Unterstand und Gasmasken wären darum kein Luxus. In seiner Gruppe sind auch für die vier Mann Verstärkung nur drei Revolver zur Verfügung, so dass sie bei der Ablösung auf einander warten müssen, um sich die Waffen auszuhändigen. Unsere Ausrüstung hat also bedenkliche Lücken.

All das werde ich dem Oberzöllner sagen. Der wird, denke ich, ein Herz haben und auch wissen, wo das derer liegt, die mit einem Federstrich den Bau von ein paar Baracken dekretieren können. Für mich selbst aber hoffe ich, dass meine Koffer bei meinen spärlichen Auslandsreisen fortan noch ungeschorener bleiben als bisher. Oder nein, ich will keinen Lohn für meine Botengänge.

DER NEUE AKADEMIKERTYP

Ich habe gestern abend eine Rede gehört, die mich nicht locker lässt. Ich war zum Kommers unserer Akademiker gegangen und wollte mir eigentlich nur die Oberstube etwas auslüften. Unsereins braucht das, soll die Zeitung ihr freundliches Gesicht behalten.

Ich habe bei aller Heiterkeit sehr ernste Leute gefunden. Ernste Sprecher und ernste Zuhörer. Und mit der Auslüftung trug ich das Gefühl heim, dass der Krieg auch bei uns seine Früchte zeitigen wird.

Es war besonders schön, dass derer gedacht wurde, die wir zum Teil kennen und die draussen an den Fronten liegen. Aus dem, was dabei gesagt wurde, ging hervor, dass unsere Aktiven eine Aufgabe spüren, die sich auf ihre Schultern senkt. Ihre Freunde von jenseits der Grenzen schweben ihnen sichtlich als Heroen im Dienst einer hohen Sache vor Augen und es liegt etwas wie Scham und Schmerz in ihrem Wort, wenn sie von der Ohnmacht sprechen, zu der uns Geschichte und Gegenwart verurteilt haben.

Das kann die Quelle eines grossen Segens werden. Die Erkenntnis braucht sich nur zu vertiefen, dass es verbrecherisch wäre, andere für ihre Völker sterben zu lassen – und vielleicht auch für uns – während wir selbst für das unsere nichts täten, nicht einmal für es lebten.

Und eine solche Vertiefung bahnt sich an. Der Kommersredner war gut inspiriert, gerade diese

Idee sozial, religiös und patriotisch ins offene Licht zu rücken. Die brausende Zustimmung, die er fand, war sicher keine blosse Gefälligkeit. Er wurde verstanden, weil er Dinge berührt hat, die schon als Sehnsucht, als Willen und Kraft in den Seelen liegen.

Noch mehr als der unsere wird der neue Akademikertyp darum nicht vom Volk weg-, sondern in es hinein wachsen. Studium, Bildung und Akademikertum werden noch weniger eine Buch- und Doktoratsfrage und die künstliche Züchtung einer besseren Oberschicht, wie der hässliche Ausdruck lautet, mit abstrakter, bücherner Problematik, mit sterilen Diskussionen, mit dünkelfhafter Erhabenheit über den drückenden Alltag der Arbeiter, Bauern und Handwerker oder mit der Leidenschaft des reinen Wissens und einer frivolen geistigen Spielerei. Ziel und Inhalt der akademischen Bildung wird noch mehr der Mensch, der wirkliche, von aller literarischen Verkleisterung befreite Mensch, wie ihn die Luxemburger Erde schafft, wie er sich in unsern Dörfern mühsam über seine Äcker beugt, wie er in unsern Fabriken schuftet und in den Werkstätten sein Brot verdient. Der Luxemburger Mensch mit seiner körperlichen, geistigen und sittlichen Not. Von ihm darf die Universität nicht entfernen, zu ihm muss sie im Gegenteil hinführen, für ihn muss sie Werte vermitteln, Liebe schaffen, Begeisterung und Sehnsucht wecken. Es gibt keinen höheren Adel der Bildung und keine schönere Krönung des Akademikertums. Dass Primäre und Primitive heute in manchen Ländern die Geistigen stürzen und schänden, ist zum Teil nur die Rache für deren Volksfremdheit und Menschenferne. Haben sie nicht die geistige, sittliche, soziale

und politische Bildung des Volkes allzu oft den Primären überlassen, um selbst ungestört auf den olympischen Höhen ihrer akademischen Verstiegtheit und Problematisiererei zu wandeln? Vielleicht war der Aufstand des Primitivismus sogar das einzige Mittel, viele aus den Wolken herunterzuholen. Als ob es wichtigere akademische Probleme gebe, als die, welche die leiblichen und geistigen Bedürfnisse des Volkes stellen!

Junger Akademiker, gehe diesen Weg, der dir gestern abend mit selten klaren Linien vorgezeichnet wurde. Er führt zu Gott und er führt zum Menschen, die höchste, auch akademische Wirklichkeit.

EINE VISION UNSERER ZEIT

Morgen ist das Christkönigsfest.

Was hat das mit dem Krieg und einem Kriegtagebuch zu tun?

Ach Gott, alles. Ich habe nachgedacht, wie ich das erklären könnte. Es ist einfach und schwer. Schwer, weil einfach. Gerade einfache Dinge werden am schlechtesten verstanden. Mir ist dann der zweite Psalm eingefallen. Eine schauerliche Vision jeder gott- und christuslosen Zeit, auch der unseren.

Er lautet so:

Warum toben denn die Völker
und sinnieren die Nationen Eitles?
Es treten auf die Könige der Erde,

und es beraten Fürsten miteinander
wider den Herrn und wider seinen Christus:
«Lasst uns zerreißen ihre Fesseln,
lasst uns abwerfen ihr Joch!»

Der im Himmel thronet, lacht,
der Herr verspottet sie.
Dann fährt er sie an in seinem Zorn,
und in seinem Grimm erschreckt er sie:
«Ich bin von ihm als König eingesetzt
auf Sion, seinem heiligen Berge.
Ich will verkünden seine Satzung.

Es sprach der Herr zu mir: Mein Sohn bist du;
heute habe ich dich gezeugt!
Begehre von mir, so gebe ich die Völker dir zum
Erbe
und zum Besitze dir der Erde Enden!
Regieren magst du sie mit eisernem Zepter
und wie Töpfergeschirr sie zerschlagen!»

Und nun ihr Könige, werdet klug,
und lasst euch warnen, die ihr auf Erden richtet!
Dienet dem Herrn in Furcht
und huldiget ihm mit Zittern!

O nehmet Zucht an, auf dass der Herr nicht zürne,
und dass ihr nicht zu Grunde gehet!
Denn bald entbrennt sein Zorn;
selig dann alle, die auf ihn vertrauen!

Das wäre keine Vision unserer Zeit, keine Er-
klärung derselben und keine Anklage? Ich habe
ihr nichts beizufügen. Höchstens den Schlussvers

eines andern Psalmes: «Stelle, o Herr, einen Gesetzgeber über sie, damit die Völker wissen, dass sie Menschen sind.»

Ja, wieder Menschen, aber auch nur Menschen.

EINE NUMMER WIRD VERMISST

Irgendwoher aus dem Süden kommt mir ein Brief mit eigenartigen Feststellungen.

Danach wird dort unten ein kalenderartiges Merkblatt verkauft, das den Titel «S O S des Telefons», trägt und die bei Unfällen oder Kriegsereignissen wichtigsten Telephonnummern enthält. So seien darauf zu finden, die Anrufe der Lieferanten, der Telephonzentrale, der Ambulanz, des Überfallkommandos, der Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke, der Kliniken, der Gendarmerie und Polizei, der Apotheken und Drogerien, der Autovermieter, der Ärzte, und andere. Nur eine Nummer vermisse man: die der Geistlichen.

Ich kann mich der Ansicht meines geschätzten Korrespondenten, dies sei ein Mangel, nur anschließen. Kritik an der Idee des Merkblattes soll das nicht sein. Diese Idee und ihre Ausführung sind sogar ausgezeichnet. Gerade deshalb aber wäre die Ergänzung derselben umso begrüßenswerter.

In dem Brief heisst es übrigens auch, dass die Sanitätskolonnen und Hilfsposten in den grösseren Gemeinden nach demselben Schema zusammengesetzt sind. Nirgendwo sei die Hilfe des Priesters vorgesehen.

Ich will wahrhaftig nicht sagen, wenn ich diese Beobachtung zu der meinigen mache, dass wir demnächst mit Verwundeten und Sterbenden zu rechnen haben, für die religiöser Beistand notwendig wäre. Es handelt sich also keineswegs um einen Alarmversuch. Aber die Notifizierung von ärztlichen und sonstigen Hilfsstellen geschieht wohl auch nur, weil mit der Möglichkeit von Katastrophen gerechnet wird. Deshalb würde die Angabe der Pfarrhäuser nicht beängstigender wirken.

Ich glaube allerdings nicht, dass böse Absichten dabei vorliegen. Man denkt nicht daran oder man hat eine gewisse Scheu davor. Warum, wissen die wenigsten wahrscheinlich selbst. Man geht dem Gedanken an das Schlimmste aus dem Wege. Man drängt ihn zurück, als ob auch die eventuelle Wirklichkeit damit verscheucht werden könnte. Oder es fehlt auch tatsächlich die Wertschätzung der übernatürlichen Kräfte in den Augenblicken der Gefahr und des Todes.

Der Krieg sollte uns über diese oberflächliche und kindische Haltung hinweghelfen. Es ist wohl nicht zufällig, dass sogar sonst offiziell religionslose Staaten ihren Regimentern an der Front Seelsorger begeben. Ganz gewiss ist es auch nicht so sehr die Sicherheit, dass Arzt und Ambulanz leicht erreichbar sind, die in schweren Stunden die moralische Widerstandskraft erhöht, sondern das saubere Gewissen und der Glauben an den, der auch den Bomben ihre Bahnen anweist.

Natürlich würden die Geistlichen von selbst in Bereitschaft sein. Aber in grossen Ortschaften, und nur diese kommen in Betracht, ist es nicht immer

möglich, rasch zu erfahren, wo Hilfe nottut. Man darf auch nicht einwenden, die Pfarrhausnummern seien schon sowieso bekannt. Im gewöhnlichen sind nämlich die Telephonverbindungen mit den Lieferanten oder öffentlichen Einrichtungen häufiger als mit den Pfarrhäusern.

Also keine Ausflüchte. Wenn wir den Mut und die Vorsorge aufbringen, an die Möglichkeit leiblicher Gefährnisse zu denken, warum dann nicht bis zu Ende gehen?

Oder ist nicht gerade der Krieg der Beweis, dass Geist und Seele mehr in Gefahr sind als alles andere?

AUF ABSCHÜSSIGER BAHN

Es verlautet, dass in nächster Zeit sämtliche polnischen Arbeitskräfte aus unserer Landwirtschaft zurückgezogen werden. Die Kalamität, die sich schon nach der Abfahrt der ersten dreihundert Mann bemerkbar machte, wird also noch grösser.

Inzwischen hat die Landwirtschaftskammer, im vollen Bewusstsein ihrer Rolle, die sie gerade auf diesem Gebiet bisher glänzend erfüllte, einen Aufruf an das bäuerliche Patronat und die Arbeitslosen erlassen, dieselben möchten ihre Vermittlung beanspruchen und sowohl die freien Stellen als die Stellengesuche bei ihrem Büro anmelden.

Die Methode ist entschieden die richtige. Diejenigen, die im Namen eines falschen Zentralismus oder mit leicht zu erratenden Hintergedanken die staatlichen Arbeitsnachweisämter mit dieser Auf-

gäbe betrauen wollen, übersehen bewusst oder unbewusst deren besondern Charakter. In normalen Zeiten mochte dies angehen, weil sich nur wenige Kandidaten für die Unterbringung in der Landwirtschaft stellten, ohne dazu durch besondere Umstände gezwungen zu sein. Darin lag genügend Garantie für ihre berufliche und sittliche Eignung. Die Vermittlungsämter brauchten sich nicht darum zu kümmern, selbst wenn sie dafür zuständig gewesen wären.

Die nun notwendigen Massenvermittlungen erheben ganz andere Forderungen. Die Anwärter auf landwirtschaftliche Beschäftigung bedürfen fortan einer Prüfung. Der Landarbeiter lässt sich mit seinem Kollegen der Industrie in vielen Stücken nicht vergleichen. Er kommt in die Bauernfamilie hinein, sieht sich nur wenigen, geistig oft ungeschulteren Kräften gegenüber und kann deshalb leichter den nachteiligsten Einfluss ausüben. Der Industriearbeiter jedoch geht in der Menge auf, hat wenig Berührung mit dem Familienleben anderer und steht auch in einem ganz andern Milieu. Jedenfalls hängt dies nicht so sehr von der Aktion eines einzelnen ab, auch deshalb, weil er gewöhnlich auf organisierte Gegner stößt.

Es ist deshalb Recht und Pflicht der Bauernführung, sogar wenn sie nicht schon in der Vergangenheit die Lösung des Problems in der Hand gehabt hätte, die Überleitung der Arbeitslosen selbst zu besorgen. Die Landwirtschaft könnte sonst mehr Schaden als Nutzen daran haben.

Die Frage ist übrigens, ob sich viele melden werden. Die bisher in Krisenzeiten gemachten Erfahrungen sind eher entmutigend. Die Arbeitslosen-

Unterstützungen und die allgemeine landscheue Mentalität waren schlechte Voraussetzungen. Wird es nun anders? Würde sogar die Verweigerung der Unterstützungen eine wesentliche Besserung bringen?

Wahrscheinlich geben sich die wenigsten darüber Rechenschaft, welche Gefahren diese Situation in sich trägt, und das nicht bloss vom Standpunkt der Volksernährung. Die Entwicklung der letzten Jahre im Ausland hat unwiderleglich bewiesen, dass der Mangel an freiwilliger Disziplin die wirksamste Vorbereitung der Zwangssysteme war. Völker, die sich nicht aus freiem Entschluss zu den durch die Umstände gebotenen Einschränkungen der persönlichen Freiheit – die in diesen Fällen überhaupt keine Freiheit mehr ist – aufrufen können, rufen die Diktatur selbst herbei, auch wenn sie den Abscheu gegen dieselbe dauernd im Munde führen.

Und wehe, wenn ein Land einmal auf der abschüssigen Bahn ist. Darauf aber kann es von vielen Seiten kommen, auch von der des Arbeitslosen- und Landarbeiterproblems.

DIE STIMME DER GRÄBER

Kriegsallerseelen !

Wieviele liegen in den Gräbern, die nicht drin zu liegen brauchten! Die auch nicht drin liegen dürften. Wieviele erhielten nicht einmal ein Grab, weil ihre Leiber zerrissen wurden, weil sie irgendwo auf den Wellen treiben, weil sie auf den Grund des

Meeres sanken, lebendig begraben in den Kammern eines getroffenen U-Bootes oder mit Hingerissen in den berstenden Panzern eines Schlachtschiffes.

Und wieviel stehen an Gräbern, die nicht daran stehen sollten! Mütter, Witwen des letzten Krieges, Gattinnen, Bräute, Kinder. Wieviele krümmen sich in unnennbarem Weh über frisch geschauelter Erde, über einem letzten Brief, über einer jungen Wiege!

Wieviel andere sehen ihr Grab schon offen! Hören schon den Spatenstich, der es aufwirft. Sehen den Wogengang, der sie verschlingen wird, messen die Höhe, aus der sie brennend und blutend niederstürzen. Oder spüren den Hunger, die Kälte, die Krankheit, die sie wegraffen werden, um die Ruinen ihres Herdes schleichen.

Warum?

War nicht noch jeder Krieg die Ursache eines folgenden? Waren nicht alle Kriegsgräber bisher umsonst, aller Kriegsschmerz vergebens? Wurde schon eine Frage durch das Schwert gelöst? Und kam die Menschheit auch nur einen Schritt dadurch weiter?

Stünden endlich die Toten auf! Wären die Gräber doch nicht stumm und könnten die Kreuze reden! Vielleicht würden die Lebenden hören.

Aber die Toten stehen auf, die Gräber sind nicht stumm und die Kreuze nicht ohne Sprache.

Wahnsinn, sagen sie, Wahnsinn, Wahnsinn! Sie schreien es, laut, erschütternd, überwältigend.

Heldentum, Lebenskraft, Fortschritt, antworten die Lebenden. Den Toten errichten sie Denkmäler, die Kirchhöfe nennen sie heiligen Boden, und an

den Gräbern lassen sie ihre Jugend feierliche Eide schwören.

Die Toten entgegnen: wir fluchen dem Boden, der uns deckt, er war nicht bestimmt, unsere Leiber aufzunehmen, sondern Frucht und Saat, Ernte und Leben. Die Eide, die ihr schwört, sind Meineide gegen die Menschheit. Die Denkmäler, die ihr setzt, ein Hohn auf die Vernunft. Setzt dem Leben Denkmäler. Lehrt euere Jugend friedlich nebeneinander stehen, ehe der Tod ihnen Frieden gibt. Heldentum ist Arbeit, Liebe, Verständigung. Sterben und Töten sind Unsinn, Verbrechen und Verrat an der menschlichen Bestimmung. Warum missbraucht ihr euere Sprache, um die Wirklichkeit zu verdrehen? Es gibt kein glorreiches Grab. Gräber sind Fäulnis, Verwesung, Moder. Nur das Leben ist glorreich. Es gibt auch keinen Heldentod. Das ist eine verrückte Erfindung derer, die dem Tod entgangen sind. Eine schändliche Irreführung der Hinterbliebenen, denen wir entrissen wurden. Eine Lüge, die ihr für eueren Wortschwall bei den Feiern über unseren Gebeinen braucht, weil ihr die Wahrheit nicht kennt oder nicht sagen wollt. Nur das Leben ist heldenhaft, nur der Kampf gegen den Tod. Und nur die Toten haben das Recht, über den Tod zu sprechen.

Aber die heiligen Ideale, sagen die Lebenden, ohne die das Leben wertlos ist; die Freiheit, das Recht, die Würde !

Lüge, antworten die Toten. Der Tod rettet keine Ideale, nur das Leben rettet sie. Hat unser Tod ein einziges gerettet? Hat ein einziges nach dem letzten Morden höher und dauernder aufgeleuchtet? Ist ein einziges Volk geistiger, innerlicher, menschlicher

geworden, weil wir gestorben sind? Wurden sie nicht alle ungeistiger, oberflächlicher, raffgieriger, brutaler? Ist es nicht so, als hätten sie nicht nur uns, sondern auch ihre Seele, ihren Geist, Ihre Menschlichkeit getötet? Sind sie nicht alle Totengräber geworden und heisst der Tote, dem ihre Grube gilt, nicht überall: der Mensch, ganz gleich, ob sie ihn mit zügelloser geistiger und sittlicher Freiheit oder mit Zwang und Knechtschaft erschlagen haben?

Kriegsallerseelen!

Die Stimme der Gräber erstickt im Kanonenlärm. Mensch, ist es schon dein Grabgeläute? Die Toten zittern für dich. Die Lebenden feiern dich als Helden.

EUROPA VOR SEINER SCHICKSALSSTUNDE

In seiner Enzyklika schreibt Pius XII. unter anderem auch, dem Christentum sei es gelungen gewesen, Europa eine Zeitlang den geistigen Zusammenhalt zu geben. «Erzogen, veredelt und zivilisiert durch die Lehre des Kreuzes, hatte es eine solche Kulturhöhe erlangt, dass es den übrigen Völkern und Kontinenten zum Lehrmeister wurde.»

Damit wirft der Papst das europäische Problem auf.

Tatsächlich war es das Christentum, das ein europäisch-kontinentales Denken und Gemeinschaftsgefühl geschaffen hatte. Eine europäische Kohäsion. So mangelhaft sie sein mochte und so rudimentär besonders ihre politische Form war, sie bestand und

trug in sich die schönsten Versprechen. Die grossen europäischen Leistungen: Die Schaffung einer wirklich übernationalen Mentalität, der Versuch eines übernationalen politischen Verbandes mit der geistlich-weltlichen Doppelspitze des Papsttums und Kaisertums, die Kreuzzüge, die Rettung Europas vor dem Asiatentum, die Gotik, die wissenschaftlichen Summen und die beginnende religiöse und kulturelle Erschliessung der anderen Erdteile, trugen wirklich europäischen Charakter und waren nur möglich auf einer europäischen Basis. Ein wirkliches Europa gab es darum nur auf der Höhe des Mittelalters, solange es einen gesamteuropäischen Geist gab. Ein von Anfang an national aufgeteiltes Europa hätte nie die geistige und politische Weltführung erungen oder behalten, weil es dazu nicht mächtig genug gewesen wäre.

Der Zerfall setzte mit der Dekadenz der scholastischen Philosophie ein. Von dem sie verdrängenden Nominalismus bis zur Reformation und der Bildung der Nationalstaaten im neuzeitlichen Sinn, bis zur französischen Revolution und zum Nationalismus extremster Richtung von heute, besonders bis zum Rechtspositivismus und der absoluten sittlichen Autonomie der Staaten lässt sich eine gerade Linie ziehen. Europa ist am Mangel einer einheitlichen Philosophie und Weltanschauung auseinandergebrochen. Dass es sich trotzdem solange in der Führung halten konnte, verdankt es nur den einmal besetzten Positionen und den trotz der verlorengegangenen Einheit nachwirkenden traditionellen Kräften.

Diese Kräfte sind heute ihrer Erschöpfung nahe. Die Entchristlichung ist zuweit in das Gefüge des

staatlichen und privaten Lebens vorgedrungen. Die aussereuropäischen Positionen aber haben die kontinentalen Völker durch Vermittlung ihrer eigenen zersetzenden und aufrührerischen Lehren und durch den gegenseitigen Kampf erschüttert. Dieselben hätten sich einer europäischen Führungsgemeinschaft organisch nur durch Übernahme eines geschlossenen europäischen Denkens eingeordnet.

Europa steht deshalb vor seiner Schicksalsstunde. Nicht nur ist seine Weltführung im Spiel, sondern seine Existenz. Bei seinem ersten Ansturm vor Jahrhunderten fand das Asiatentum eine europäische Gemeinschaft vor, heute findet es sie nicht. Damit ist die ganze Tragik und die ganze Gefahr gezeichnet. Ein Europa im ursprünglichen Sinn gibt es überhaupt nicht mehr. Und das Asiatentum ist in seiner bolschewistischen Form und mit seinen technisch gewaltigen Mitteln viel vernichtender als in seiner türkischen und arabischen. Die Tatsache, dass es daneben politische und geistige Verbündete in den abendländischen Staaten hat, die das frühere nicht besass, erhöht natürlich die Bedrohung.

Unser Kontinent verfällt damit dem Schicksal seiner geographischen Lage. Wir sind überhaupt kein Kontinent, sondern nur eine sogar relativ kleine und arme Halbinsel an Asien. Uns fehlt dazu die rassenmässige Einheit und darum der natürliche Zusammenhalt und die daraus erwachsende Stoss- und Abwehrkraft. Nur die geistige und sittliche Einheit konnte das Wunder wirken, dass die Halbinsel dem eigentlichen Kontinent standhielt. Sowohl die Einheit als das Wunder aber waren das Resultat der höheren Synthese des Christentums. Nur dieses

konnte die Rassen- und Interessengegensätze überbrücken und auch die geistige und sittliche Überlegenheit geben, die der numerischen Überlegenheit die Waage hielt.

Allerdings – der Papst sagt es ebenfalls – gab es auch im «europäischen» Europa Kriege, aber sie waren mehr bloße Ausbrüche der Leidenschaften, die das Christentum noch nicht gebändigt hatte. Heute sind sie die Folge einer Krise des Geistes selbst. Der Unterschied ist kolossal.

Das ist die Wirklichkeit. Es hat keinen Zweck, sich dieselbe zu verheimlichen. Nur die brutale Wahrheit ist der Anfang der Weisheit.

Zum Glück sind auch Anzeichen dieses Anfangs festzustellen.

DAS SYMBOL EINER BISCHOFS WEIHE

Am Christkönigsfest hat Pius XII., im Petersdom zwölf Missionsbischöfe geweiht, darunter einen Schwarzen. Aus buchstäblich allen Ecken der Welt waren sie herangeholt worden, zum Teil sogar im Flugzeuge von den Inseln des Stillen Ozeans.

Der Papst hatte diesen Akt in seinem Rundschreiben angekündigt. Während desselben hielt er auch eine eigene Homilie. Überhaupt unterliess er nichts, um das Symbolhafte der Feier mit aller Deutlichkeit vor die Weltöffentlichkeit zu stellen, und es wirkt tatsächlich überwältigend:

In einer Zeit des furchtbarsten Ideenwirrwarrs lehrt die Kirche unerschüttert ihre zweitausend

Jahre alten Grundsätze; in einer Zeit des neu drohenden Heidentums wiederholt der Stellvertreter Christi die Sendung der Apostel und den Missionsbefehl, alle Völker mit den Waffen der Wahrheit, der Liebe und des Friedens zu erobern; und in einer Zeit nationalistischer Raserei und Rassenvergötzung erhebt er Angehörige der verschiedensten Stämme und Nationen zu den höchsten Würden des Priestertums, damit sie, selbst eines Glaubens und eines Geistes, ihre Völker zur Einheit desselben Glaubens und Geistes führen.

In der Enzyklika schreibt der Papst darüber: «Alle, die in die Kirche eintreten, welches auch ihre Herkunft sein mag, sollen wissen, dass sie die gleichen Rechte der Söhne im Hause des Herrn haben. In Übereinstimmung mit diesen Normen der Gleichberechtigung, wendet die Kirche alle Sorgfalt auf, einen höheren eingeborenen Klerus heranzubilden und die Reihen der einheimischen Bischöfe zu vermehren. Und um unseren diesbezüglichen Absichten nach aussen hin Ausdruck zu verleihen, haben Wir das bevorstehende Christkönigsfest gewählt, um am Grabe der Apostel zwölf Vertreter der verschiedensten Völker und Rassen mit der Bischofswürde zu bekleiden. Zwischen den zerreisenden Gegensätzen, welche die menschliche Familie spalten, soll dieser feierliche Akt all unsern in der Welt verstreuten Söhnen zeigen, dass der Geist, die Lehre und das Wirken der Kirche niemals anders sein können als schon der Völkerapostel predigt: «Zieht den neuen Menschen an, der dem Bilde dessen gleicht, der ihn geschaffen hat; in ihm gibt es weder Griechen noch Juden, weder Beschnittene noch Unbeschnitt-

tene, weder Barbaren noch Skythen, weder Sklaven noch Freie, sondern alles und in allen Christus.»

Und in der Homilie sagte er: «Während im Laufe der Jahre und im Wechsel der Dinge vieles entsteht, wächst, in sich zusammenbricht und entweder verändert und erneuert wiederkehrt oder völlig vernichtet verschwindet, wird die katholische Kirche nicht durch die Strömungen der Zeit erschüttert, nicht durch deren Schwierigkeiten übermannt und nicht durch deren Wechselfälle geändert, sondern sie geht ihren sicheren und vollen Schritt weiter. Was sie vor zwanzig Jahrhunderten tat, tut sie auch heute noch mit göttlichem Instinkt und kraft ihres göttlichen Amtes zum Fortschritt der Menschheit. Und während nach aussen die Habgier und nach innen der Hass die Gemüter der Sterblichen oft allzu sehr auseinanderreißen, umfasst die Kirche Gottes, die liebevollste Mutter aller Menschen, welchen Volkes und Ranges sie sein mögen, die ganze Menschheitsfamilie und sorgt durch Gebet und Arbeit für deren Heil und deren wahres Glück.»

Ich möchte dem nichts beifügen. Ich möchte bloss fragen, ob es immer noch eines Beweises bedarf, dass christlich dasselbe ist wie menschlich, und dass deshalb die Welt nur menschlich sein kann, wenn sie christlich ist. Ich möchte auch wissen, ob ein anderes Fundament des Völkerrechtes und der Universalität des Menschlichen denkbar ist als dieser Satz des heiligen Paulus: «In Gott und in Christus gibt es weder Griechen noch Juden, weder Freie noch Sklaven, weder Barbaren noch Skythen», und eine andere Garantie für den Bestand dieses Rechtes und dieser Universalität als die Kirche.

Wird die Welt das erkennen? Wird sie das Symbol der Bischofsweihe vom Christkönigsfest verstehen? Dann ist nicht die Christenheit gerettet, denn diese geht nicht unter, das Symbol dafür sind gerade die neuen und einheimischen Missionsbischöfe, sondern für Europa ist die Menschheit und die Menschlichkeit gerettet.

Oder ist dieses Weihe das Symbol dafür, dass neue Völker, die das Königtum Christi anerkennen, die europäischen, die es stürzen wollten, in ihrer christlichen und menschlichen Mission ablösen werden? Dass also die Kultur sich verschiebt und das Barbarentum ebenfalls?

FIASKO DER LAIENMORAL

So sehr viel Rede geht heutzutage von Recht und Moral, die es nicht mehr gebe oder die doch stark erschüttert seien, im internationalen Verkehr und auch im privaten.

Verträge würden gebrochen, Versprechen nicht gehalten, Schulden nicht bezahlt, Eide leichtsinnig und falsch geschworen, alles, je nach den jeweiligen eigenen Interessen.

Die Beobachtung ist leider richtig. Richtig ist aber auch, dass sich darüber meist nur solche wundern, die an keinen Gott glauben, während die anderen eher staunen, dass es nicht noch schlimmer ist. Die Welt steht eben vor dem unvermeidlichen Fiasko der Laienmoral und des Rechtes ohne Gott.

Vielleicht wird der Krieg dazu beitragen, diese Einsicht zu verallgemeinern. Nicht umsonst spricht auch der Papst in seiner Enzyklika über dieselbe Frage. Ganz rücksichtslos schreibt er den Mangel an internationaler und persönlicher Ehrlichkeit der Leugnung oberster, in Gott begründeter und darum universell gültiger Rechts- und Moralgrundsätze zu.

Tatsächlich hat das «stupide 19. Jahrhundert» – leider war nicht nur dieses stupid – keine lächerlichere Konstruktion aufgeführt als sein Rechts- und Moralsystem. Ein Kartenhaus war dagegen der reinste Betonbau. Würde einer versuchen, einen Wolkenkratzer in die Luft zu hängen, ohne Verankerung in standsichere Tiefen, wäre er morgen schon im Narrenhaus. Das haben aber die Rechts- und Morallehrten des weltanschaulichen Liberalismus allen Ernstes und mit einem unheimlichen Aufwand von Theorien versucht. Der Name Liberalismus selbst besagt die «Befreiung» von jedem göttlichen und naturrechtlichen Untergrund. Die «Befreiung» eines Hauses von seinem Fundament wäre nicht sinnloser.

Warum?

Weil die Lösung des Rechtes und der Moral vom Absoluten deren Relativismus bedingte und den Menschen aus deren Objekt und Diener zu ihrem Subjekt und Schöpfer machte. Damit fielen die wesentlichsten Eigenschaften jedes Rechtes und jeder Moral: die Universalität, die Transzendenz, die Unabänderlichkeit, die letzten, auch das Gewissen bindenden Sanktionen und die Unabhängigkeit vom Zufälligen der persönlichen Meinungen und Inte-

ressen. Wenn der Mensch Schöpfer auch der obersten Rechts- und Moralgrundsätze ist, warum soll er sie dann nicht nach seinem Geschmack und Vorteil schaffen? Warum soll er sie nicht nach Bedarf wechseln? Warum soll er sich an Verpflichtungen halten, die er sich selbst auferlegt hat? Warum sollen besonders die Staaten das tun, die angeblich in jeder Hinsicht souverän sind? Der Rechts- und Moralpositivismus trug also den Rechts- und Moralopportunismus in seinem Schoss. Man muss deshalb angesichts der Entrüstung und des Entsetzens gewisser Kreise über den heutigen Gang der Dinge laut auflachen. Man muss besonders lachen, wenn einige noch immer verzweifelt mit den Schlagworten Ehre, Treue, gegenseitige Rücksichtnahme und dergleichen operieren, welche die Fundamente der neuen Moral und des neuen Rechtes bilden sollten. Als ob diese Begriffe durch ihre Loslösung von absoluten Werten nicht genau so relativ würden. Ich begreife z.B. sehr wohl, dass Molotow und andere heute in voller Überzeugung England den Angreifer und Vertragsbrüchigen, sich selbst aber die Friedensfront nennen. Warum sollten sie es nicht tun? Der kindliche Glaube an die Unbedingtheit der menschlichen Vernunft und die natürliche Güte des Menschen, die ohne transzendente Moral- und Rechtsprinzipien solche Verzerrungen der Wirklichkeit unmöglich machen sollten, war die fatalste Verirrung dieser selben menschlichen Vernunft. Es gibt nichts Irrationaleres und Antirationaleres als der Rationalismus, und nichts Un- und Widernatürlicheres als der Wahn der natürlichen menschlichen Güte.

Und wenn die Staaten rechtlich und sittlich souverän sind, warum sollen die Einzelnen es dann nicht sein? Warum sollen sie sich an Vorschriften des Staates halten, von anderen Geboten, deren Beobachtung die staatliche Autorität nicht kontrolliert, ganz zu schweigen? Wer gibt denn dem Staat das Recht, solche Einschränkungen der persönlichen Freiheit aufzuerlegen? Die Notwendigkeit des geordneten Zusammenlebens, antwortet man. Gewiss. Aber wo liegt darin die Verpflichtung und die Sanktion für den Einzelnen, dessen privater Vorteil das genaue Gegenteil fordern kann? Und warum soll der Einzelne das Beispiel des Staates im Wort- und Vertragsbruch und in der Identifizierung von Recht und Moral mit dem eigenen Interesse nicht nachahmen? Warum soll dem Staat erlaubt sein, was dem Einzelnen verboten ist, weil die Begründung mit der Notwendigkeit des geordneten Zusammenlebens auch international gelten müsste, die Staaten also genau so gut binden würde wie die Einzelnen? Die Staaten selbst helfen somit auf Grund ihrer Rechts- und Moralgrundsätze das Rechts- und Moralempfinden der Einzelnen zerstören.

Allerdings treten diese verheerenden Konsequenzen noch nicht überall so krass zu Tage, aber doch schon mehr als früher. Und wenn nicht, so nur, weil in der zwischenstaatlichen Praxis und in den Einzelgewissen noch starke christliche Traditionen hemmend nachwirken. Sind diese einmal verloren, ist der Willkür Tür und Tor geöffnet. An Stelle der Scheinmoral und des Scheinrechtes können dann nur Lug und Betrug und Zwang und Gewalt inner- und ausserhalb der Völker treten.

Der Schriftsatz: «Die Wahrheit wird euch frei machen», das heisst, ein in Gott verankertes Recht, hat nie eine überwältigendere Illustration erhalten als heute.

EINES UNSERER KRIEGSPROBLEME

Die Frage des neuen Athenäums in Luxemburg hat auf den ersten Blick zwar nichts mit dem Krieg zu tun, aber sie gehört doch hierher. Sie hat auch damit zu tun, weil diejenige der Geld- und Arbeitsbeschaffung eng mit der durch den Krieg geschaffenen Lage verbunden ist, so dass der Neubau sehr richtig als eines unserer Kriegsprobleme bezeichnet werden kann.

Und wohl gemerkt als eines, das unbedingt, aber wirklich unbedingt eine Lösung erhalten muss.

Man durfte seit den Abmachungen zwischen der Regierung, der Stadtverwaltung und der Stiftung Pescatore und besonders seit dem Votum des staatlichen Bauprogramms durch die Kammer der Ansicht sein, dass diese Lösung im Prinzip gefunden sei. Die Frage des Bauplatzes schien endlich und endgültig geregelt, wenn auch nicht in der idealsten Weise, und die der Finanzierung ebenfalls. Sogar die Pläne waren schon im Wesentlichen fertiggestellt.

Nun tauchen plötzlich wieder Schwierigkeiten auf. Bereits vor einigen Wochen hiess es, zwischen der Stadt und der Stiftung seien Unstimmigkeiten über

die Ausführung der allerdings noch nicht aktmässig getroffenen Vereinbarungen entstanden und die letztere weigere sich sogar, das Terrain noch abzutreten. Damit würde die leidige Bauplatzfrage wieder aufgerollt, die Pläne müssten erneuert werden und der Bau selbst würde zum mindesten auf längere Zeit verzögert. Diese Gerüchte scheinen leider der Wirklichkeit zu entsprechen.

Was die eigentliche Ursache dieser Wendung der Dinge ist, lässt sich nicht ermitteln. Von der Stiftung hiess es immer, dass sie Geld brauche und man hat nicht gehört, dass ihre finanziellen Mittel von anderer Seite verstärkt worden wären. Hier kann der Grund also kaum liegen. Von der Stadt weiss man seit Kriegsbeginn und seit ihr Kontokorrent bei der Sparkasse gesperrt wurde, dass sie über keine sehr grosse Liquidität verfügt. Sie könnte sich also weigern wollen, ihren Betrag zu dem Bau zu liefern und speziell dauernde Belastungen, etwa für den Unterhalt der restlichen Parkanlagen, zu übernehmen. Doch würde die Verhinderung des Baues ihr entsprechend höhere Auslagen für die Arbeitslosen aufzwingen, und dies in nutzloser und unfruchtbarer Weise, so dass auch darin kaum die Veranlassung der neuen Situation zu suchen ist. Noch weniger dürften politische Erwägungen mitspielen, da keine Partei die Hintertreibung des Neubaus bei den Arbeitern und Handwerkern rechtfertigen könnte, selbst wenn die Rücksicht auf das Professorenkorps und die Studenten für sie nicht massgebend wäre. Das umso mehr, als andere Arbeiten mit nicht geringen Kosten und nicht entfernt derselben materiellen und

kulturellen Bedeutung zu dem einzigen Zweck der Arbeitslosenunterstützung ausgeführt werden.

Man muss deshalb annehmen, dass es sich nur um an sich überwindbare Meinungsverschiedenheiten handelt. Soviel in Erfahrung zu bringen war, ist denn auch noch kein definitiver Entscheid getroffen, dass der Bau nicht an der in Aussicht genommenen Stelle errichtet wird. Man fragt sich übrigens, ob Vereinbarungen, die von der Kammer und der Regierung gutgeheissen sind, so ohne Weiteres einseitig rückgängig gemacht werden können, selbst wenn dieselben noch nicht in den letzten vertraglichen Formalitäten festgelegt waren.

Es ist darum zu hoffen, dass eine Einigung zustande kommt. Die Voraussetzungen haben sich in nichts geändert, auf keiner Seite, so dass sich die Verleugnung der eingegangenen Kontrakte mit keinem stichhaltigen Argument verteidigen liesse. Die Stiftung käme offenbar auf ihre Rechnung. Die Stadt könnte und müsste ein Opfer bringen, da sie im Übrigen in ihren Abmachungen mit dem Staat kein schlechtes Geschäft macht. Dieser selbst aber wirft, soweit bekannt ist, die Geldfrage nicht auf. Im Gegenteil, die massgebenden Stellen sind, aus schulischen und arbeitspolitischen Gründen, mehr als je entschlossen, den Neubau in Angriff zu nehmen. Eventuelle, bisher jedoch nicht sichtbare Intrigen hätten also wenig Aussicht auf Erfolg. Es würde sich sogar fragen, ob der Staat unter gewissen Umständen nicht so oder anders ein Machtwort sprechen sollte. Die Kammer, die heute ihre Session eröffnet, könnte sich gegebenenfalls erneut mit der Angelegenheit

befassen. Dieselbe böte überhaupt ausgezeichneten Stoff zu einer Interpellation.

Unter keiner Bedingung aber darf zugelassen werden, dass die prinzipielle Frage der Notwendigkeit eines Neubaus oder dessen Verschiebung wieder aufgeworfen wird. Dagegen wäre der radikalste Widerstand zu organisieren, und schon jetzt bieten wir unsere Mithilfe dafür an. Die ganze Geschichte beginnt nachgerade komisch und unerträglich zu werden.

ERSTE KRIEGSSESSION UNSERER KAMMER

Gestern begann also die erste Kriegssession unserer Kammer.

Sie war in manchen Fällen nicht sehr glänzend. Sie könnte uns Gelegenheit bieten, zu zeigen, dass wir angesichts des welterschütternden Dramas um unsere Grenzen imstande sind, nur über wirklich ernste Probleme zu diskutieren und uns nicht für Lächerlichkeiten beim Halse zu nehmen. Das wäre ein Beweis politischer Reife und gesunder Demokratie. Unser Parlament dürfte sich dem englischen dann würdig an die Seite stellen.

Nur so wäre auch die Garantie gegeben, dass öffentliche Diskussionen keine Gefahr sind. Werden jedoch aus rein politischen Gründen die delikatesten Probleme vor das Rampenlicht gezerrt, so sind die grössten innen- und aussenpolitischen Schwierigkeiten unvermeidlich.

Sträflich aber wäre es, wenn die Kammer dazu beitrüge, die Opferbereitschaft der einzelnen Stände noch zu schwächen. Sie hat deshalb eine ungeheure Verantwortung. Andere Parlamente versammeln sich fast ausschliesslich, um ihren Völkern jedesmal neue Lasten aufzulegen. Majorität und Opposition, wenn von einer solchen überhaupt Rede sein kann, gehen darin einig, die öffentliche Meinung sich damit abfinden zu lassen. Sie erfüllen auf diese Weise eine notwendige und in vielen Hinsichten heilsame Aufgabe, die sich dazu bei ihnen vielleicht weniger aufdrängt, weil ihre Ansprüche an den Staat nicht selten geringer sind als bei uns. Der Krieg wird für sie deshalb eine neue Lektion der Selbstbescheidung, der wahren Gemeinschaft und der Selbstinitiative auch und gerade in schwierigen Zeiten. Die Idee der Verpflichtung dem Ganzen gegenüber, die Selbstverständlichkeit harter Perioden, die mit eigenen Kräften überdauert werden müssen und die das Leben nicht gefährden dürfen, und die Bereitschaft zum Dienst an der Nation erfahren einen neuen und starken Auftrieb. Der moralische Wert der Prüfung und seine Rückwirkung auf die Existenzfähigkeit dieser Völker sind unverkennbar.

Die Kammer beginge für die Zukunft unsers Landes einen fatalen Irrtum, wenn sie sich wider diesen Geist verstündigte. Wir würden in diesem Fall ohne geistige und sittliche Bereicherung aus der Krise hervorgehen. Wirtschaftlich gehen wir sicher geschwächt daraus hervor, niemand kann das verhindern. Wenn wir dazu auch eine geistige Schwächung erleiden, ist der Verlust doppelt und zehnfach bedauerlich. Wir werden den Nachkriegsproblemen

dann unmöglich gewachsen sein. Denn es wäre eine gefährliche Illusion, zu glauben, nach Beendigung des Konfliktes würde alle Not mit einem Schlag verschwinden. Ein Grossteil derselben bestand schon vor dem Krieg und wäre auch ohne ihn gewachsen, wird aber durch seine Wirkung verschärft. Wir müssen uns also darauf gefasst halten und vorbereiten. Die kindische Erwartung fördern, der Staat könne in allem helfen, er brauche dafür nur zu wollen, wäre verheerend.

Gerade die Parlamentarier müssen den Mut zum Bekenntnis dieser Wahrheit aufbringen. Ihr eigenes Schicksal und das der parlamentarischen Einrichtungen hängt davon ab. Denn die unausbleibliche Enttäuschung des von ihnen zu dauernden Forderungen an den Staat erzogenen Volkes, würde auf sie zurückfallen. Die Entwicklung in andern Ländern bezeugt das unwiderleglich.

Die Rolle des Busspredigers wird ihnen deshalb bis auf Weiteres besser stehen als jede andere.

WAREN DIE IDEALE FALSCH?

Vor einundzwanzig Jahren wurde der Waffenstillstand proklamiert. Der Schlussstrich unter eine Zeit gesetzt, die nie mehr wiederkehren sollte. Alle schüttelten sich mit Entsetzen darüber, am meisten die, welche in den Schützengräben ihre grösste Last zu tragen hatten. Es sollte die Geburtsstunde einer neuen Welt, wenigstens eines neuen Geistes sein. Krieg dem Krieg! Sicherheit! Abrüstung! Gerech-

tigkeit! Internationale Organisation des Friedens, der Arbeit, der kulturellen Werte! Völkerbund! Der Tag sollte aus dem Gedächtnis der Menschen nicht mehr verschwinden. Die Toten und ihre Monumente, die auf ewig eingesetzten Feiern, die Erziehung der Jugend zu einem neuen Lebensstil würden das bewerkstelligen.

Das Ideal war gut, das Ziel richtig. Vielversprechende Ansätze wurden sichtbar, gewaltige Anstrengungen nicht gescheut, der Rachegedanke bekämpft. Millionen alter Frontsoldaten reichten sich über alle Grenzen die Hand, suchten das Misstrauen zu beseitigen und die Politik, die ihrer eigenen Länder und die internationale, im Sinn der Versöhnung zu beeinflussen. Die Genfer Liga berechtigte zu Hoffnungen, das internationale Arbeitsamt nicht weniger, weil damit auch die sozialen und wirtschaftlichen Probleme auf eine breitere Basis gestellt wurden, das Amt für internationale geistige Zusammenarbeit desgleichen. Auch Locarno, Stresa, Kelloggpaakt durften als Etappen gelten. Die Idee der völkischen Selbstbestimmung war prachtvoll, die aus ihr entstandenen autonomen Staaten im Prinzip eine begrüßenswerte Lösung. Ein geistiger und auch organisatorischer Fortschritt der Menschheit war offensichtlich. Auch ein moralischer war es insofern als der Abscheu gegen den Krieg als Lösung zwischenstaatlicher Fragen tatsächlich ein nie gekanntes Ausmass annahm.

Kaum zwanzig Jahre später brach alles in sich zusammen. Ein furchtbarer Ruinenhaufen, eine entsetzliche Enttäuschung.

Waren die Ideale falsch? War es falsch, das politische, wirtschaftliche, soziale und geistige Leben Europas auf internationaler Grundlage aufbauen zu wollen? Und wird deshalb der jetzige Krieg zu genau entgegengesetzten Idealen führen?

Nein, sie waren nicht falsch, und wehe uns, wenn der neue Kampf sie verdrängen wollte. Er muss sie im Gegenteil vertiefen, veredeln und reifen. Nicht sie sind Schuld an der neuen Katastrophe. Nur sie können sogar den völligen Zusammenbruch verhindern.

Schuld daran sind trotz der schönen Ideale die begangenen Fehler. Fehler der Friedensverträge und Fehler der späteren Politik. Fehler der Siegermächte und Fehler der Besiegten. Fehler der alten und Fehler der neuerstandenen Staaten. Fehler der Grenzbestimmungen und Fehler der Minoritätenbehandlung. Fehler der Bündnisabschlüsse und Fehler der so gebildeten Staatensysteme und Kräftegruppen. Fehler der zu lange verschobenen Vertragsrevisionen. Wirtschaftliche und soziale Fehler, Fehler mangelnder Unterstützung offenbar gut gesinnter Persönlichkeiten und Bewegungen bei den Zentralmächten. Fehler infolge der Aufnahme Russlands in den Völkerbund und der Verträge mit ihm gegen wirklich europäische Länder. Fehler im Völkerbund selbst durch Vereinseitigung desselben. Innenpolitische Fehler durch Freilassung revolutionärer Moskau untertäniger Elemente. Fehler, Hauptfehler sogar, in Form mangelnder geistiger, sittlicher und religiöser Erneuerung. Und wieviele andere noch?

Daran ist die Verwirklichung der Ideale gescheitert, die der Nachkriegsmenschheit in der Seele

brannten. Die sie instinktiv und hellseherisch erfasste. Die tatsächlich Menschheitsideale sind. Doch wäre es ein neuer und vielleicht böserer Fehler, sie wegen des Misserfolges Utopien zu nennen.

Aber Europa muss endlich den Mut zu den richtigen Mitteln auf bringen. Vielleicht werden diesmal auch die jüngeren Staaten die seit Jahrhunderten von den älteren gemachte Erfahrung beherzigen, dass es keine Hegemonie eines Staates in Europa geben kann. Seit den mittelalterlichen Kaisern, seit Ludwig XIV., der Revolution und den beiden Napoleonen ist die europäische Geschichte nichts anders als die Erstickung aller Hegemoniegelüste. Auch der letzte Krieg war dies. Darum könnte endlich die Einsicht dämmern, dass solche Bestrebungen in Zukunft ebenfalls aussichtslos sind.

Auch das europäische Gemeinschaftsgefühl könnte wieder stärker werden. Russland trägt vielleicht dazu bei. Seit dem letzten Krieg war Russland ein Keil innerhalb der einzelnen Staaten und zwischen ihnen. Auch diese Erfahrung ist nun gemacht. Hoffentlich nicht umsonst.

Dann kommt Europa den Idealen näher. Es gab eine Zeit, in der sich die französischen Provinzen, die deutschen Länder und die italienischen Stadtstaaten untereinander befehdeten. Sie wurde überwunden, auch nicht von heute auf morgen, sondern in langsamer Entwicklung. Warum soll die zwischenstaatliche Entwicklung nicht dieselben Wege gehen?

Vor allem, wenn die geistige und sittliche Erneuerung ihr vorausgeht.

RÜCKBESINNUNG AUF DIE RELIGIÖSEN URKRÄFTE

Gestern wurde im ganzen Land die äussere Feier des Willibrordusfestes begangen. Das zwölfhundertjährige Jubiläum des Todestages berechtigte dazu.

Soll indes den Bischof der Diözese nicht noch eine andere Erwägung geleitet haben, als er diese Anordnung traf. Die grossen Pfingstveranstaltungen in Echternach hatten nicht bloss religiösen, sondern auch nationalen und patriotischen Charakter. Der gestrige Sonntag sollte wohl in demselben Zeichen stehen. Der Krieg an unsern Grenzen und der geistige Hintergrund, auf dem er sich abspielt, können diesen Charakter nur unterstreichen.

Fällt überhaupt nicht auf, dass mit uns noch ein anderes neutrales Volk, Holland, Willibrordusfeiern organisiert und sich sogar durch seine militärischen Vorbereitungen nicht darin stören lässt. Auch in Holland muss ihnen also eine Bedeutung beigemessen werden, die das Mass des Gewöhnlichen weit überschreitet.

Der Grund dürfte in der Erkenntnis liegen, dass vor allem die kleinen Völker zur Sicherung ihres nationalen Bestandes auf die Kräfte zurückgreifen müssen, die am Beginn ihrer Existenz stehen. Die Geschichte lehrt, dass auch ihr Schicksal, so sehr es von aussenpolitischen Ereignissen abhängen mag, im Wesentlichen doch von innen und von ihnen selbst bestimmt wird. Wieviele derselben waren schon als politisch autonome Gebilde von der Karte verschwunden und lebten doch als Völker in den

Grenzen eines oder mehrerer grossen Nachbarn weiter, dem Tag ihrer Auferstehung entgegen. Diese aber verdankten sie dem Umstand, dass sie trotz politischer und oft auch kultureller und völkischer Unterdrückung, während Jahrhunderten, eine Einheit blieben, mit gemeinsamem Leben, mit genügend innerer Widerstandskraft und mit dem opferfreudigen Willen zum Leiden, zum Ertragen und zum Hoffen.

Kein Zweifel, dass diese Fähigkeit zum Durchhalten und zur Wahrung der völkischen Eigenart eine geistige ist und zwar überwiegend eine sittliche und religiöse. Rein intellektuelle, sprachliche, literarische, schulische und ähnliche Mittel waren vielfach durch den Machtspruch des Herrscherlandes ausgeschlossen, von organisatorischen nicht zu sprechen, oder erreichten nur eine kleine Schicht, die allein den stammeigenen Charakter und deshalb das Volk nicht vor der Absorption gerettet hätten.

Jedenfalls sind der Glauben und die Weltanschauung die unentbehrlichste Ergänzung derselben. Sie befähigen zu den unvermeidlichen Opfern. Sie wecken die innere Entschlossenheit zur Ablehnung des Artfremden. Sie schaffen sogar Gegensätze, besonders wenn das Eroberervolk ganz oder mehrheitlich keine oder eine verschieden religiöse Überzeugung hat. Sie mildern auch die dem eigenen Bestand gefährlichen Gegensätze, die aus der wirtschaftlichen Not, der Bestechung und dem Verrat einzelner und anderen Manövern der Beherrscher entstehen können. Religiöse Belehrung in Predigt und Unterricht ist häufig sogar die wirksamste Waffe gegen die Attentate auf die Sprache, deren Ausrot-

tung der böseste Schlag gegen das völkische Selbstbewusstsein ist. Sicher verdanken darum mehr als ein Volk und mehr als eine Minorität ihrer weltanschaulichen Haltung die Bewahrung ihres völkischen Sonderseins nach der Vernichtung des politischen.

Um wieviel mächtiger werden oder können wenigstens diese Kräfte als Abwehr sein, solange auch die politische Existenz unangetastet ist. Oder besteht der geringste Zweifel darüber, dass nach dem letzten Weltkrieg unser Land nur dank der kompakten Masse seiner katholischen Mehrheit vor dem politischen und völkischen Untergang gerettet wurde? Sicher nicht. Sie war schon durch den allem Katholischen innewohnenden Konservatismus jeder Neuerung abhold. Sie misstraute auch wegen ihrer weltanschaulichen Einstellung jedem Anschluss an irgendein anderes Land. Sie war, trotz aller politischen und wirtschaftlichen Unsicherheit der Zukunft, zu den Opfern bereit, die eventuell zu bringen gewesen wären, sogar zur Armut, die der grösste Feind für die Selbständigkeit kleiner Völker werden kann.

Auch national gesehen hat die Rückbesinnung auf die religiösen Urkräfte einer Nation so einen gewaltigen Sinn. Ein Volk, das ein Jahrtausend lang buchstäblich der Spielball seiner Nachbarn war und dem deshalb die Schicksalsschläge nicht zu knapp bemessen wurden, das sich aber trotzdem gehalten und erhalten hat, dem fliessen zutiefst unten in der Seele Quellen, die nicht nur irdische Kräfte liefern. Es wäre Verbrechen, diese Quellen zu verstopfen, und es ist eine nationale Wohltat, sie gerade

in Zeiten der Gefahr immer reichlicher fließen zu lassen.

DIE WEIBLICHEN ANGESTELLTEN

Gestern hörte ich bittere Klagen eines arbeitslosen Privatbeamten. Es sprach aus ihm schon das Gefühl der Depression und Entwürdigung, das naturgemäss im direkten Verhältnis zur Intelligenz und zum Fachkönnen der Betroffenen steht.

Aber er war trotzdem nicht ungerecht. Er lud nicht alle Verantwortungen auf Stellen, die tatsächlich keine haben und die den trostlosen Verhältnissen ungefähr ohnmächtig gegenüberstehen.

Umso radikaler aber entlud er sich gegen die weiblichen Angestellten, von denen die erdrückende Mehrheit nicht zum Lohnerwerb gezwungen seien. Er bestand unbedingt darauf, dass Regierung und Kammer die vor Jahren begonnene zaghafte Reaktion in dieser Frage fortsetzen und die Aufnahme der Frauen in die den Männern zustehenden Berufe verhindere.

Wer könnte diese Forderung ungerecht nennen? Sie ist allerdings nicht neu, aber wie alles Unnatürliche treten die Zustände, die sie beheben möchte, in Kriegs- und Krisenzeiten besonders krass in Erscheinung.

Wenn ich von Unnatürlichem spreche, wird es in den Kreisen der Feministen und ihrer weltanschauli-

chen und politischen Trabanten wohl wieder ein Hallo geben. Aber das darf einen nicht stören, gerade jetzt besonders klar zu sein.

Krisen und Kriege haben nämlich auch den Sinn, die Fehler, das heisst, in Wirklichkeit das Unnatürliche der gesellschaftlichen Ordnung erkennen zu lassen. Jede Störung dieser Ordnung hat ihren Grund in der Verletzung irgendeines Naturgesetzes, sei es sittlicher, sei es rein sozialer und wirtschaftlicher Art. Der gefährliche Irrtum, den die Menschen fast regelmässig begehen, besteht darin, dass sie glauben, Krise und Krieg seien nur durch einen zufälligen oder böswilligen von einer bestimmten Seite verursachten Defekt der gesellschaftlichen Maschine bedingt, und man brauche diesen bloss zu beheben, um zu den früheren Gewohnheiten zurückzukehren. Das ist die Erklärung, weshalb die Völker so wenig aus den sie verfolgenden Katastrophen lernen und selbst immer wieder neue hervorrufen.

Im Kleinen gilt das auch vom Feminismus. Das Prinzip von der absoluten Gleichberechtigung und Gleichbehandlung von Mann und Frau enthält etwas Widernatürliches. Nicht, als gälte es, die Frau zu entrecchten. Aber die Frau hat von Natur aus andere Anlagen, und besonders eine andere Bestimmung als der Mann. Nur ein Frauenrecht, das der Rechnung trägt, stört die natürliche Ordnung nicht und entspricht auf die Dauer auch den Bedürfnissen der Frau selbst.

Als Beispiel kann unter anderem auch das Recht der Frau auf das Studium dienen. Dies Recht bestreitet niemand, aber es ist widernatürlich, den Frauen

genau dieselben Programme und dieselben Studienziele zu geben wie den Männern. Man braucht die Augen nicht weit zu öffnen und keinen tiefen Einblick in Mädchenschulen zu haben, um konkrete Belege dieser Auffassung zu erhalten.

Vor allem aber ist dies wahr für die Frauenarbeit als Beruf und Lebenserwerb. Das Unnatürliche derselben gelangt jetzt unwiderleglich in der Arbeitslosigkeit von Männern, sehr oft von Familienvätern zum Ausdruck, die kein Einkommen mehr haben, während ledige und verheiratete Frauen über ein solches verfügen. Das ist der Beweis, dass gegen etwas Naturgesetzliches verstossen wird, weil die natürliche gesellschaftliche Ordnung irgendwie gestört ist und das Gegenteil verlangt. Der Krieg müsste uns endlich von diesen elementaren Grundsätzen überzeugen und zu den sich aufdrängenden Konsequenzen führen.

Leider ist auch diese Frage zu wesentlichen Stücken eine weltanschauliche. Wenn das Recht schon im Allgemeinen eine solche ist, dann ist die der fraulichen Bestimmung und damit des spezifischen Frauenrechtes es sogar doppelt und dreifach. Nur die katholische Weltanschauung sucht die Frau am häuslichen Herd zu halten oder in wirklich frauliche Berufe zu drängen und ihr dort ihre höchste Aufgabe anzuweisen. Jede andere gewohnheitsmässige Beschäftigung darf nur Ausnahme und Folge zwingender Umstände sein.

Nur die Rückkehr zu katholischen Auffassungen wird deshalb die gesetzliche Basis für die Lösung auch dieser Frage liefern.

DIE ROLLE GOTTES

Ich sprach gestern öfters von Un- und Widernatürlichem und von der Verletzung naturgesetzlicher Elemente, die am Grunde jeder gesellschaftlichen Krise liegen, ganz gleich ob sie sozial, wirtschaftlich oder politisch, national oder international ist. Man kann darüber noch andere nutzbringende Erwägungen anstellen.

So hängen z.B. die Fragen: Ist der Krieg nicht eine Heimsuchung Gottes? Wie kann Gott solche Schrecknisse zulassen, und warum greift Gott nicht ein? sehr eng damit zusammen. Viele stellen sich die Rolle Gottes und seiner Vorsehung, die sie ohne Weiteres der ihrigen unterordnen möchten, sehr naiv vor, bald als wirkliches Dreinschlagen zur Strafe der Menschheit, bald als unbegreifliches Unterlassen dieses selben Dreinschlagens. Gewisse bildhafte Darstellungen der Heiligen Schrift und der religiösen Literatur, die nur nach ihrem Sinn zu verstehen sind, verstärken diese Vorstellungen.

Gott hat nämlich gar nicht notwendig, um als Sanktion Unheil über die Menschheit kommen zu lassen, eigens dreinzuschlagen. Dieses Unheil kommt automatisch, denn es liegt in der fehlerhaften Handlungsweise des Menschen enthalten. Das verstehen die meisten nur deshalb nicht, weil ihnen alles Verständnis für den Begriff Naturgesetz abgeht, und weil sie die elementarste, aller Weltweisheit überlegene Wahrheit ihres Kinderkatechismus nicht kennen, dass nämlich die zehn Gebote nicht ein willkürliches Diktat Gottes, sondern eben Naturgesetze sind, die als Lebensforderung in der menschlichen

Natur selbst drin liegen und die Gott auf Sinai nicht erlassen, sondern nur in Erinnerung gebracht hat. Praktisch heisst das: Wenn der Mensch privat, sozial, national und international ein seiner Natur entsprechendes Leben führen und eine ebensolche gesellschaftliche Ordnung aufbauen will, muss er sich an diese Gesetze halten. Ein Konflikt mit ihnen ist ein Konflikt mit sich selber. Um die Katastrophe herbeizuführen braucht Gott also, um es menschlich zu sagen, keinen Finger zu rühren. Die kommt ganz von selbst, wie z.B. eine Maschine versagt, wenn man etwas den Gesetzen ihres Aufbaues und Funktionierens Widriges hineinbringt.

Das ist auch die Antwort auf die Fragen: Warum lässt Gott solche Dinge zu und warum greift er nicht ein? Wie sollte er sie verhindern, da er die Gesetze der menschlichen Natur nicht ändern kann? Und wo soll er eingreifen? Wie könnte er es überhaupt? Er könnte höchstens den Menschen zwingen, sich endlich an die Gesetze seiner menschlichen Natur zu halten, das heisst, dessen freien Willen vergewaltigen und das durchsetzen, was viele nicht wollen und worin der Krieg sie sogar stört. Oder verhindert nicht der Krieg manchen Zielen und Bedürfnissen nachzugehen, die mit den Geboten Gottes und deshalb den Naturgesetzen unvereinbar sind? Gott müsste ihnen mit seinem Eingreifen die nötige Ruhe verschaffen, die Naturgesetze, deren Übertretung die letzte Ursache der Ordnungsstörung ist, wieder unbesorgter verletzen zu können. Das heisst, sie wollen Gott zu ihrem Komplizen machen. Und wenn andere auch nicht so weit gehen, sie verlangen doch etwas Unmögliches, weil Gott nicht dauernd das

Wunder wirken kann, auf der einen Seite Verletzungen der Naturgesetze zuzulassen und auf der anderen deren Folgen zu verhindern, und weil er die Menschen nicht zu willenlosen Automaten entwürdigt, in denen die Naturgesetzlichkeit beobachtet wird wie in der materiellen Schöpfung. In diesem Fall würde er den Menschen zerstören, im anderen zerstört der Mensch sich selbst, wie alles sich selbst zerstört, was sich an seiner Natur vergreift.

Über aller angeblichen Gelehrsamkeit und Wissenschaft ist der Menschheit diese – ich wiederhole es – elementare Weisheit des Kinderkatechismus verloren gegangen. Darum begegnet man mit der Behauptung, das wichtigste menschliche Problem sei im Katechismus gelöst, oft nur mit verständnislosem Kopf schütteln. Die Tragik ist besonders deshalb gross, weil die moderne Menschheit den grössten Teil ihrer Zeit und Denkkraft gerade darauf verwandt hat, zu beweisen, dass es überhaupt kein sittliches Naturgesetz und Naturrecht gibt. Das heisst, sie hat die Lösung des einzigen und wesentlichsten Problems abgelehnt und damit alles andere zum unlösbaren Problem gemacht. Unlösbar, weil widernatürlich. Der Wahnsinn könnte nicht grösser sein.

FORTSCHRITTE IM INTERNATIONALEN DENKEN

Es ist ungeheuer interessant, in der internationalen Presse die Diskussion über die spätere Gestaltung Europas zu verfolgen. Ich meine damit nicht

so sehr die Auseinandersetzungen über die unmittelbaren Kriegsziele Deutschlands oder der Alliierten und das Verschwinden oder Wiedererstehen einzelner Länder, sondern über den organisatorischen Aufbau unseres Kontinentes in einem neuen Völkergefüge. Es ist kein Zweifel, dass diese Frage die Gemüter beschäftigt, angefangen vom Papst bis zu den Leitern des kleinsten Staates, mögen der Ideen darüber auch noch so sehr vorsichtig geäußert werden.

Vielleicht am klarsten hat sich Chamberlain in einer Rede am 12. Oktober ausgedrückt: «Es liegt uns sehr viel daran, die Grundlage für ein besseres internationales System zu schaffen, das davon ausgehen muss, dass der Krieg nicht ein unvermeidliches Schicksal aller sich folgenden Generationen zu sein braucht».

Darin liegt zugleich eine Feststellung und ein Programm. Die Feststellung, dass das nach dem letzten Krieg in der Form des Völkerbundes errichtete System Fehler hatte, an denen es scheiterte. Das Programm, dass wegen dieses Scheiterns der Plan einer internationalen Organisation doch nicht falsch war, sondern nur einer Verbesserung bedarf.

Es ist überaus begrüßenswert, dass diese Auffassung sich schon gleich zu Beginn des neuen Krieges Bahn bricht. Sie beweist das unwiderstehliche Bedürfnis der europäischen Menschheit nach einem friedlichen Zusammenleben, ein Bedürfnis, das nach vielen leider missglückten Versuchen doch einmal und dauernd zur Befriedigung gelangt.

Ob das schon nach diesem Krieg der Fall sein wird, weiss niemand. Ich habe den Vergleich mit der Entwicklung der heutigen Nationalstaaten schon

am 11. November gebracht. Er ist immer wieder richtig, aber er beweist, weil die europäischen Gegensätze, die historischen, völkischen, weltanschaulichen, politischen und wirtschaftlichen, noch viel grösser sind als die innerhalb der verschiedenen Völker, dass es langer Zeitläufte bedarf, ehe dieser national-europäische Zustand erreicht ist wie seinerzeit ein national-deutscher, oder ein national-italienischer und national-französischer erreicht wurde.

Europa braucht darum bei allem schmerzlichen Warten nicht zu verzweifeln. Vielleicht darf man sogar sagen, dass es in dieser Hinsicht seine Kinderkrankheiten erst durchmacht, wie die Einzelstaaten die ihrigen früher durchgemacht haben. Jedenfalls ist eines sehr auffällig. Schweizer Blätter haben neulich darauf hingewiesen: Noch jeder grosse europäische Krieg der letzten Jahrhunderte, in dem sich die Nationen mit Messerschärfe entgegenstanden, hat einen Fortschritt im Internationalen gebracht. In der «Neuen Züricher Zeitung» schreibt der Genfer Professor Paul Guggenheim in diesem Zusammenhang: «So wurden z.B. auf dem Wiener Kongress (1815) im Anschluss an die Napoleonischen Kriege die ersten Ansätze einer internationalen Organisation des Verkehrs ausgebildet. Nach dem Krimkrieg (1855) vermochte die Pariser Konferenz der europäischen Mächte die ersten allgemeinen Rechtssätze im Bereich des Seekriegsrechtes und der Friedensvermittlung aufzustellen. Auch das kriegslindernde Werk des Roten Kreuzes verdankt unmittelbarer Kriegserfahrung seine Entstehung. Nach dem Weltkrieg 1914-1918 wurden der Völkerbund, die Internationale Arbeitsorganisation und der ständige Inter-

nationale Gerichtshof geschaffen.» Es ist also kein Zweifel, dass die internationale Idee jedesmal gewachsen ist. Technik, Wirtschaft, Tourismus, Kultur und andere Faktoren drängen heute noch stärker zur Verinternationalisierung. Aber wie im Leben der einzelnen Völker besteht auch hier die Tragik darin, dass die Lebensbedürfnisse in ihrer Entwicklung der Entwicklung der sie ordnenden Rechtsformen voraus sind. Sogar die unaufhörlichen Proteste, die seit Beginn des jetzigen Konfliktes von allen Seiten gegen sogenannte Verletzungen des Völkerrechtes erhoben werden, beweisen, dass selbst die nationalistischen Staaten zum Teil in internationalen Kategorien denken und für die Wahrung einzelner Interessen internationaler Rechtssätze und darum auch internationaler Rechtsinstitute bedürfen.

Welcher neue Versuch nach dem jetzigen Krieg gemacht wird, lässt sich noch nicht sehen. Das Versagen von Artikel 16 des Völkerbunds Paktes, der die Kriegsverhütung und -Unterdrückung durch kollektive Wirtschafts- und Militärsanktionen vorsah, lässt ungeheuerere Probleme offen, für deren Lösung sich bisher keine konkrete Form andeutet. Dazu kommt die andere Frage, ob Europa genügend stabilisiert sein wird, um organisatorisch einen territorialen Dauerzustand festlegen zu können. Das neue Deutschland vertritt z.B. einen sogenannten dynamischen Völkerrechtsbegriff und baut ihn sogar nicht mehr auf dem Prinzip der Rasse, das noch eine Selbstbegrenzung enthält, sondern auf dem der Lebensräume auf, das praktisch uferlos ist, weil jede neue Eroberung das Bedürfnis nach einem grösseren Lebensraum mit sich bringt. Ein siegreiches Deutschland

wird sich deshalb für eine gesamteuropäische Organisation schlecht eignen. Ein besiegtes und vielleicht zerstückeltes aber wird wohl ebensowenig den staatlichen Rechtsbegriff annehmen wie das von 1918, die aus dem Krieg gewonnene Erfahrung müsste ihm denn völlig neue Einsichten verschaffen. Irgendwie, obschon hier weniger von Rechtstheorien die Rede geht, stellt sich dieselbe Frage für das faschistische Italien und das kommunistische Russland.

Das sind schier unüberwindliche Schwierigkeiten und das Ideal wird wohl auch diesmal noch nicht erreicht. Aber wohl auch diesmal wird ein neuer Fortschritt des internationalen Denkens zu verzeichnen sein.

FREMDENGESETZE

Vor einigen Tagen habe ich einen alten Bekannten wiedergesehen. Ich darf nicht sagen, wer es ist, und nicht einmal sehr deutlich seine Lebensverhältnisse schildern, weil ihm sonst Polizei und Gendarmerie auf den Leib rückten und er unrettbar zu «Grund» gehen müsste, wenn es nicht schon geschehen ist.

Bekannt ist er mir deshalb, weil er vor zwei Jahren bei uns auftauchte und unterstützt sein wollte. Der Nationalität nach Zentraleuropäer, von Beruf etwas ans Wandern gewöhnt, ohne auch nur das geringste Einkommen, ohne gültige Ausweispapiere, glitt er seit den grossen politischen Umwälzungen aus einem Land in das andere, bis er endlich in Luxemburg strandete.

Seither geschieht ihm nun folgendes, und das mit einer Regelmässigkeit, dass ihm sein Schicksal schon fast normal erscheint: Ist er eine Zeitlang im Lande, gabelt ihn die Polizei auf, steckt ihn ins Gefängnis und liefert ihn nach einigen Tagen oder Wochen über die belgische Grenze. Ist er eine Zeitlang in Belgien, gabelt ihn die belgische Polizei auf, steckt ihn ins Gefängnis und liefert ihn nach einigen Tagen oder Wochen über die luxemburgische Grenze. In Luxemburg beginnt er dasselbe Spiel: Aufgabelung, Gefängnis, Ablieferung nach Belgien. In Belgien Aufgabelung, Gefängnis, Ablieferung nach Luxemburg. Das reinste Ballwerfen hinüber und herüber, schon zwei Jahre lang, mit einigen grösseren Unterbrechungen, wo er krank war oder heimlich einige Arbeit gefunden hatte.

Zwischendurch Betteln, Hunger und Kälte, Schlaf im Freien, Nachtwanderungen und weiss Gott, was noch, wenn es nicht gelingt, den täglichen Bedarf zusammenzubringen. Der Krieg wirkt sich natürlich noch verschlimmernd aus.

Ich schildere das nicht zum Vorwurf unserer Polizei und nicht einmal zur Verurteilung unserer Fremdengesetze. Ich weiss, dass diese sein müssen, dass noch zuviel Missbräuche vorkommen, und dass die zuständigen Beamten nur ihre mühselige Pflicht erfüllen. Vielleicht und wahrscheinlich sogar haben auch die Betroffenen selbst einen guten Teil Schuld an ihrer verzweifelten Lage.

Und doch !

Wieviele dieser Fälle gibt es in der Welt? Im alten sogenannten christlichen Europa? Im Europa der Aufklärung und der Menschenrechte. Im Mutter-

land der grössten und fortgeschrittensten Kultur aller Zeiten. Welche Schande! Könnte es ein typischeres Beispiel dafür geben, dass in diesem Europa etwas krank ist? Dass die Menschenrechte versagt haben und der Mensch zum Spielball unmenschlicher Kräfte geworden ist. Auch wenn jemand wollte, könnte er an einem solchen Menschen nicht mehr in wirksamer Weise die Werke leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit üben, die Christus zum Erkennungszeichen alles Christlichen gemacht hat. Und verdient eine Kultur, die solche Grausamkeiten zeitigt, noch diesen Namen? Ist ein Nationalismus, der zu seiner Verteidigung ein solches Barbarentum braucht, nicht dennoch dem Untergang geweiht?

Ich wiederhole: Wenn es Ausnahmefälle wären! Aber Tausende müssen flüchten, Millionen sogar. Andere würden es tun, wenn sie nicht gefangen sässen oder nicht die Gewissheit hätten, an allen fremden Grenzen zurückgeworfen zu werden.

Ja, ja, die Menschenrechte.

BUBEN SPIELEN KRIEG

Unsere Buben spielen Krieg. Im Strauchwerk neben den Kasernen sah ich sie neulich, bei strömendem Regen, mit Holzflinten und Lanzen und kunstgerechtem Geheul gegeneinander loslegen.

Die Buben sind zu allen Zeiten dieselben. Auch wir haben von 1914 – 1918 Krieg gespielt. Die heldischen Instinkte dieses Alters finden im «Angriff», in der «Schlacht», im «Sieg» ihr natürliches Betätigungsfeld. Oder treibt sie bloss das Bedürfnis, die

Grossen nachzuahmen und die kriegerischen Bilder, die ihre Phantasie durch Sehen und Hören empfängt, in die Wirklichkeit umzusetzen? Die Psychologen und Pädagogen mögen den Fall entscheiden. Vielleicht reizen die Kriegereignisse den Abenteurer im jungen Menschen auch nur heftiger als die Karl May- und «Räuber»-Literatur es im gewöhnlichen tut, und diese Erscheinung gilt als normal.

Dabei ist unsere Luxemburger Jugend wahrhaftig nicht kriegerisch verbildet. Es werden ihr vom Mutterschoss an und auf den Schulbänken durch Geschichte und Lied keine auslandsfeindlichen Bazillen eingesetzt. Kriegsbilderbücher und Bleisoldaten gehören kaum zu ihrer St. Nikolaus- und Neujahrsbescherung. Im Allgemeinen vernimmt sie auch von den Erwachsenen keine Kriegs- und Eroberungsgespräche. Von irgendwie vormilitärischem Drill keine Rede. Nicht einmal für unschuldige Turnerei haben wir sehr grosse Begabung. Wahrscheinlich werden wir sogar eine Reihe komischer Dinge erleben, wenn es zur Gründung der freiwilligen Bürgermiliz kommt.

Trotzdem spielen auch unsere Buben Krieg. Irgendetwas daran entspricht einer inneren Neigung und einem sicher unbewussten Drang, sei es zur blossen Aktion, sei es zum Kampf und zum Herrschen oder zum Ruhm und zur Geltung unter den Altersgenossen.

Wie muss es deshalb um die Jugend bestellt sein, der das Kriegshandwerk erblich im Blut liegt. Die mit Bedacht und System, sogar mit wissenschaftlicher und pädagogischer Raffiniertheit im Kampf- und Kriegsgeist erzogen wird. Der Kriegstaten als

die höchsten Leistungen vor Augen gehalten werden und die, sogar im Sport, amtlich und zweckdienlich zum «Kriegsspiel» antreten muss.

Ob die sogenannte zivilisierte Menschheit sich in diesem Punkt so ganz wesentlich von den Kaffern- und Hottentottenstämmen unterscheidet? Es kann sein. Aber man kommt doch nicht von dem Empfinden los, dass gerade hier noch eine erkleckliche Zahl unzivilisierter und ungetaufter Instinkte steckt: die «kriegerische» und «räuberische» Begeisterung sogar der in diesem Punkt unverdorbenen Jugend beweist es. Allerdings werden diese Instinkte später überklebt, aber sehr oft mehr durch Bequemlichkeit und Interessen als durch wirklich kulturwertige Faktoren. Und im grössten Teil der Welt werden sie es überhaupt nicht, im Gegenteil, werden die Kriegs- und Kampfinstinkte als Kulturelemente hingestellt. Hat nicht noch neulich ein grosser europäischer Staatsmann in einer öffentlichen Rede die These vertreten, dass ohne periodische Kriege die Kultur zugrunde ginge?

Ganz sicher liegt hier eine der vielen Ursachen, weshalb die Menschheit nicht endlich dazu kommt, den Krieg als Lösungsmittel ihrer Streitigkeiten mit dem Bann zu belegen. Allerdings befindet sie sich in einer bösen Zwangslage: Solange dieser Idealzustand nicht erreicht ist, werden die Völker glauben, die kriegerischen Urinstinkte, die in ihrer Jugend schlummern, pflegen zu müssen. Und solange sie diese pflegen, werden sie selbst den kriegslosen Idealzustand verhindern. Völkerinstinkte aber werden nur mit Hilfe höherer geistiger Kräfte und in jahrhundertelanger Arbeit ausgerottet, die Missions-

und Kulturgeschichte der Kirche lässt daran keinen Zweifel. Die Frage hängt deshalb mit der einer neuen internationalen Organisation aufs engste zusammen. Sie ist deren psychologische und pädagogische Voraussetzung.

War nicht nach dem letzten Krieg eine internationale Liga gegen die Bleisoldaten, die Kriegsbilderkataloge, die Färbung der Geschichtsbücher und die Kriegslieder gegründet worden? Ich glaube, irgendwo davon gehört zu haben. Wenn nicht, hätte es geschehen sollen, selbst wenn ihr Erfolg nicht grösser gewesen wäre als der des Völkerbundes.

FÜRCHTERLICH ABGESTUMPFT

Hört man eine Radiosendung ab oder schlägt man eine Tageszeitung auf, immer wieder heisst es zwischen zwei gleichgültigen Meldungen: Ein Schiff dieser oder der Nationalität ist auf eine Mine gestossen, 100 Tote; ein anderes Schiff wurde torpediert, 500, 600, 700 und mehr Tote; Flugzeuge abgeschossen, soviele Tote. Sind die Kriegsoperationen irgendwo in Gang, steigen die Ziffern ins Grauenhafte: 1'000 Tote, 1500 Tote, von den eigentlichen Frontberichten gar nicht zu sprechen.

Ich möchte wissen, wieviele sich bei diesen Meldungen noch entsetzen. Wie viele noch ein Grauen packt über derartige Massenmorde. Wie viele sogar nur einen besonderen Eindruck davon erhalten, den nicht schon die nächste Nachricht über den

Empfang eines Diplomaten in irgendeiner Hauptstadt oder der nächste Sport- und Wetterbericht verwischt. Ganz sicher wenige.

Wir sind fürchterlich abgestumpft. Es ist, als ob die menschlichen Saiten in uns verrostet wären. Die unaufhörlichen Todesmeldungen sind zur Selbstverständlichkeit geworden, zur üblichen Tagesration unsers Nachrichtenhungers, und wir schlucken sie mit derselben gedankenlosen Unerschütterlichkeit wie Wasser oder Bier.

Schon vor dem Krieg war es so. Die Zeitungen wimmeln von Unfallberichten: Autounfälle, Zugentgleisungen, Zusammenstöße, Explosionen, schlagende Wetter in den Gruben, Fliegerabstürze. Die Technik ist überhaupt der gewissenloseste und brutalste Massenmörder. In grossen Ländern fällt ihr jedes Jahr die Zahl der Einwohner ganzer Dörfer und Städte zum Opfer. Aber das ist stehende Einrichtung geworden. Es fällt nicht mehr auf. Es ist normal. Und dem Normalen sind wir keine eigenen Gefühle schuldig, es ruft auch keine hervor, es reizt nicht. Wir hätten sogar keine Zeit, sie aufkommen zu lassen. Vielleicht würden sie uns auch als wenig rühmliche Sentimentalität ausgelegt. Das moderne Leben sei nun einmal so: rasch, gefährlich, grausam. Wer nicht nachkomme, auch innerlich und gefühlsmässig, werde daran brechen.

Dürfen wir stolz darauf sein? Steckt dahinter nicht ein gehöriges Stück Egoismus? China ist weit, England, Deutschland, Frankreich sind es ebenfalls. Wiltz und Esch sind es schon, das nächste Stadtviertel sogar und auch der Nachbar ist es. Solange nur die Fatalität jenseits meines Zaunes

bleibt! Solange sich in meinem eigenen Haus keine Witwe in Schmerz und Verzweiflung krümmt! Solange meine eigenen Kinder ihren Vater haben! Die in China, in Spanien, in Holland ; eben, da ich schreibe, wird der Untergang eines holländischen Dampfers gemeldet; nahezu 200 Tote, auch Frauen und Kinder; Verzweiflungsszenen der Angehörigen, Schreckensschreie, Ohnmachtsanfälle, vernichtete Familien ... aber sie sind weit, gestern kam dieselbe Meldung, und vorgestern auch, und morgen wird sie wieder kommen.

Oder ist es wirklich nur Nervenstumpfheit? Ich glaube nicht. So unreizbar sind wir keineswegs. Fehlt das Salz einige Tage, gibt es schon einen bösen Lärm. Steigen Milch und Butter um einige Groschen, beginnt die Lage unerträglich zu werden. Schliesst die Regierung die Läden und Wirtshäuser zu etwas früherer Stunde, so regnet es Proteste. Drängt der Staat auf die Bezahlung längst geschuldeter Steuern, so ist die Empörung nahe. Und so weiter. Hier fühlen wir die kleinsten Nadelstiche. Wir leiden selbst an eingebildeten Schmerzen und Opfern. Wir sprechen von Unmenschlichkeit. Wir reagieren wie Sprungfedern auf den kleinsten Druck. Wir haben also sehr kitzelige Nerven. Zu kitzelige sogar.

Es muss darum etwas anderes in uns abgestumpft sein, etwas Höheres und Wertvolleres: das Menschliche, das Solidaritätsgefühl mit jeder leidenden Kreatur, das Mitleiden.

Nein, wir brauchen darauf nicht stolz zu sein. An der Achtung vor Leid und Tod lässt sich die Achtung vor dem Menschen selbst messen.

VORAUSSETZUNG FÜR DEN NEUBAU EUROPAS

Die Frage der internationalen Neuordnung nach dem Krieg, der Schaffung eines neuen europäischen Staatensystems, von der schon mehrfach Rede ging, hat natürlich nicht bloss politische, sondern auch wirtschaftliche Seiten. Viele sagen – andere leugnen es allerdings, – sie sei überhaupt oder doch vor allem eine wirtschaftliche. Die schlechte Verteilung der Rohstoffe, die ungleiche Fruchtbarkeit der Böden, die Autarkiebestrebungen einzelner Länder, die Zoll- und Kontingentierungspolitik der andern, die verschiedenen Kredit- und Währungs- und darum Produktions-, Import- und Exportverhältnisse und die Lage des Arbeitsmarktes störten dauernd das wirtschaftliche und soziale Gleichgewicht und führten deshalb zum Krieg.

Es ist natürlich nicht zu leugnen, dass alle diese Probleme eine entscheidende Rolle spielen, mögen andere Faktoren, historische, rein politische, völkische und sogar persönliche stark mitwirken. Ein französischer Wirtschaftler leugnete neulich sogar kategorisch, dass der jetzige Krieg primär ein Wirtschaftskrieg ist. Doch gibt auch er zu, dass die Regelung der fundamentalsten Wirtschafts- und Währungsfragen als Voraussetzung für den Neuaufbau Europas zu gelten hat.

Leider ist, wie im Politischen, auch hier die Diskussion noch sehr allgemein und zaghaft. Doch werden als leitende Ideen nach und nach drei Erwägungen sichtbar, die sich auf die Erfahrungen der

vergangenen Krisenperioden stützen: Rückkehr zum Gold als feste Währungsbasis, Abbau der Zölle und Kontingente und Erleichterung in der Beschaffung der Rohstoffe.

Das Gold wird wieder mehr als der natürliche Währungs- und Wirtschaftsregulator angesehen, der deshalb auch imstande sei, die finanziellen und wirtschaftlichen Abenteuer und somit die nationalen und internationalen Katastrophen zu verhindern. Die übermässigen Zollschränken und Kontingentierungen und die hinter ihnen aufgebauten autarken Wirtschaften gelten als künstliche Gebilde, die den normalen Ablauf der von Natur aus zur Arbeitsteilung bestimmten Weltwirtschaft stören und schliesslich abstoppen. Die bessere Verteilung der Rohstoffe, die zugleich eine Lösung des Bevölkerungs- und Auswandererproblems sein könnte, wäre gewissermassen die Vorbedingung für die Verwirklichung der beiden ersten Forderungen.

Es ist eigenartig, dass alle drei Vorschläge von je zur unerschütterlichen Doktrin besonders der kleinen Staaten gehörten. Wie im Politischen haben sie also auch im Wirtschaftlichen gesündere Instinkte bewahrt als die grossen. So war unter Führung Belgiens vor der letzten grossen Abwertungswelle noch einmal ein Goldblock zustande gekommen. So hatten auch die heute unter dem Namen Oslogruppe bekannten Länder ursprünglich ein wirtschaftliches Ziel und zwar die Herabsetzung der Zölle und Kontingente. Zum Unglück sind sie nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich ohnmächtig gewesen.

Doch wurde das Übel auch bei einzelnen Grossmächten schon vor dem Krieg erkannt. Man erinnert

sich, dass vor etwa zwei Jahren der frühere belgische Ministerpräsident van Zeeland von der englischen und französischen Regierung mit der Ausarbeitung eines Gutachtens über die Ingangsetzung der Weltwirtschaft beauftragt worden war. Er kam praktisch zu denselben Schlussfolgerungen, die jetzt wieder diskutiert werden.

Ob nach dem Konflikt die Voraussetzungen für die Verwirklichung dieser Ideen besser sind? Wer wagt es zu sagen. Wie der letzte wird auch dieser die Selbstversorgungsbestrebungen noch verstärken. Die Kriegsbedürfnisse zwingen zur Errichtung neuer Industrien, die nachher durch Zölle und Kontingente künstlich gehalten werden müssen. Dazu kommt ohne jeden Zweifel die weitere Zerrüttung der Währungen, weil die Kriegslasten auch die sonst ausgeglichensten Budgets erdrücken. Die grösseren politischen und psychologischen Hemmungen, die einer Vernationalisierung entgegenstehen, brauchen nicht eigens erwähnt zu werden.

Besonders schwerwiegend aber ist, dass einzelne Staaten sich gerade jetzt und sogar mehr als früher zur Autarkie bekennen, so z.B. Italien. Noch vorgestern hat Mussolini in der Autarkiekommission, die seit den Sanktionen während des abessinischen Krieges besteht, in den radikalsten Worten die Autarkie zur einzig zulässigen und vernünftigen Wirtschaftsform für das italienische Imperium erklärt, und das diesmal mit der Begründung, Europa lebe praktisch dauernd im Krieg, müsse also auch Kriegswirtschaft betreiben. Spanien ist ebenfalls autark eingestellt. Von hier drohen also grosse Gefahren.

Doch würden diese Länder einer grossen Initiative der reicheren Demokratien kaum standhalten. Dass aber bei den letzteren das Bedürfnis nach Umstellung lag, beweist u.a. der Auftrag an van Zeeland. Dass speziell England bereit wäre, die Ottawa-Abkommen, die das englische Empire praktisch zu einem einheitlichen Zollgebiet machten, zu lockern, zeigen die bis vor Jahresfrist auch mit Deutschland geführten Wirtschaftsverhandlungen. Dieses selbst äusserte übrigens öfters den Wunsch, aus der Autarkie herauszukommen.

Man fragt sich deshalb, ob das neue englisch-französische Wirtschaftsbündnis wirklich nur für die Dauer des Krieges Geltung haben soll, oder ob es nicht auch die Basis neuer wirtschaftlicher Möglichkeiten gerade für später werden könnte. Vereinzelt wird dies angenommen, sogar von führenden Pariser und Londoner Blättern. Amerika würde dabei ebenfalls eine Rolle spielen.

Auch im Wirtschaftlichen bestehen also versprechende Ansätze für ein neues internationales Staatensystem.

DER VATER DER MODERNEN GEWALTREGIME

In einem liberalen Blatt las ich gestern folgende Sätze: «Anstatt den Liberalismus mit einer anmassenden Selbstgefälligkeit immer wieder totzusagen, täten dessen Verächter besser, zu überlegen, dass eine Neuordnung der weltpolitischen Lage in der Zu-

kunft wohl nur dann möglich sein wird, wenn dieselbe von der liberalen Ideenwelt inspiriert wird. Denn der Widerstand gegen alle Gewaltpolitik, die Ablehnung von Eroberungs- und Hegemoniebestrebungen, die konsequente Durchführung der Ideen von Treu und Glauben, von Gerechtigkeit und Freiheit im gegenseitigen Verhältnis der Staaten beruht auf dem, was man liberale Traditionen nennt, auf der Transposition des Liberalismus auf internationales, besser auf übernationales Gebiet.»

Um den Unsinn dieser Definition des Liberalismus zu zeigen, brauche ich nur folgende Erwägung dagegen zu stellen: Schon die Zehn Gebote und die christliche Moral überhaupt verbieten die Gewaltpolitik, lehnen die Eroberungs- und Hegemoniebestrebungen ab, verlangen die konsequente Durchführung von Treu und Glauben und von Gerechtigkeit und Freiheit im gegenseitigen Verhältnis der Staaten. Also sind die Zehn Gebote und die christlichen Sittenlehre liberal.

Ich kann auch so sagen: Nach ungefähr all seinen Vorgängern hat auch Papst Pius XII., in seiner Enzyklika «Summi Pontificatus» wieder die Gewaltpolitik verworfen, die Eroberungs- und Hegemoniebestrebungen verurteilt, die konsequente Durchführung von Treu und Glauben und von Gerechtigkeit und Freiheit im gegenseitigen Verhältnis der Staaten gefordert. Also ist Pius XII. liberal und «Summi Pontificatus» ein Dokument des Liberalismus.

Zu so haarsträubenden Schlussfolgerungen kann nur das Raisonement eines philosophisch recht kindlichen Kopfes führen. Übrigens könnte er

gerade «Summi Pontificatus» mit grösstem Nutzen lesen, um zu erfahren, was eigentlich Liberalismus ist. Vielleicht würde ihm dann dieses klar: Der Liberalismus ist zunächst keine politische und nicht einmal eine wirtschaftliche Doktrin, sondern eine weltanschauliche. Schon sein Name sagt, dass er die Befreiung des Menschen und darum auch des Staates, speziell sogar des Staates, von allen dogmatischen und moralischen Bindungen religiösen Charakters anstrebt. Dass er also identisch ist mit der Leugnung aller universellen, von menschlichen und staatlichen Entscheidungen unabhängigen Rechts- und Moralgrundsätzen und infolgedessen mit der Leugnung des Naturrechtes. Dass er darum der Urheber des Rechtspositivismus ist, das heisst jener Theorie, die den Staat zum Schöpfer des Rechtes und zur absolut autonomen Schiedsinstanz über Recht und Nichtrecht macht, die ihrerseits zwangsläufig zum Rechtsopportunismus führt, das heisst zu der Auffassung, dass Recht ist, was dem Staaten nutzt, und Unrecht, was ihm schadet. Und er stände dann vor der vernichtenden Feststellung, dass gerade der Liberalismus die Gewaltpolitik, die Eroberungs- und Hegemoniebestrebungen, die Zerstörung von Treu und Glauben und von Gerechtigkeit und Freiheit im gegenseitigen Verhältnis der Staaten begründet hat und somit der geistige und weltanschauliche Vater der modernen Gewaltregime ist, auch wenn er dieselben weder absichtlich gewollt hat noch anerkennen will.

Das kann sogar einer verstehen, dem die Rechts- und Moralphilosophie nie sehr weh getan hat.

Es ist übrigens auch nie jemandem eingefallen, zu behaupten, dieser weltanschauliche Liberalismus sei tot. Er ist im Gegenteil lebendiger als je. Nur der politische und wirtschaftliche liegt in Agonie und zwar infolge der selbstzerstörerischen Elemente, die der Liberalismus als Rechts- und Moralsystem, wie jeder Irrtum, in sich trägt.

PROPAGANDA UNSERER NACHBARN

Am 21. Oktober letztthin behandelte ich an dieser Stelle im Zusammenhang mit der Propaganda unserer Nachbarn für ihre Universitäten die Frage des ausländischen Einflusses bei uns. Ich äusserte die Meinung, dass dieser Einfluss unserem Lande deshalb nichts schade, weil er von den verschiedensten Seiten komme. Wir wollten, wenn nötig, sogar selbst für eine entsprechende Dosierung sorgen. Als Beispiel führte ich folgendes an: «Neulich sagte mir ein junger Intellektueller, dass über seiner Fachliteratur und Fachwissenschaft fast nur Werke einer bestimmten Herkunft im Lande zirkulierten und dass auch die Fachzeitschrift seines Berufes fast nur solche rezensiere. Ich antwortete ihm, mir sei wohl deshalb seit längerer Zeit aufgefallen, dass gerade sein Beruf sehr stark in Ideen denke, die ich schon oft bekämpft hätte und die ich als gefährlich ansähe. Ich wundere mich besonders, dass sogar die Katholiken unter seinen Kollegen davon erfasst seien und dafür einständen, selbst wenn in offiziellen kirchlichen Doku-

menten das Gegenteil stehe, von anderen, noch sonderbareren Äusserungen nicht zu sprechen. Meiner Schätzung nach sei diese Tatsache nur aus einer systematischen Buchpropaganda zu erklären, die von bestimmten Stellen aus gemacht und von anderen unterlassen werde, und die ein regelrechter geistiger Eroberungsfeldzug sei. Ich glaube nicht, in diesem Urteil mich zu irren.»

Daraufhin schreibt nun mein lieber Freund P. N. in der gestern erschienenen Nummer des katholischen Lehrerorgans: «Wir unsererseits glauben nicht fehlzugehen, wenn wir in dem jungen Intellektuellen einen Junglehrer, in der Fachliteratur und Fachwissenschaft die Pädagogik und in der Fachzeitschrift den «Luxemburger Schulfreund» vermuten. Die Feststellung des jungen Intellektuellen und des Kriegstagebuchschreibers stimmt im grossen Ganzen, nicht aber die Schlussfolgerungen, die letzterer aus seiner Entdeckung zieht. In dieser Hinsicht irrt er, so weit unser Blatt in Frage kommt, vollständig.»

Und er fügt dem eine lange, wirklich imposante Übersicht der seit mehr als zwanzig Jahren behandelten Werke katholischer deutscher und französischer Pädagogik bei.

Hier liegt offenbar ein Missverständnis vor, das aber leicht zu klären ist. Wenn der junge Intellektuelle mir sagte, über seine Fachliteratur und seine Fachwissenschaft zirkulierten fast nur Werke einer bestimmten Herkunft im Lande, so ist das eine Tatsache, die niemand leugnen kann und die der «Schulfreund» ebenfalls zugibt. Dazu helfen sicher auch bei uns selbst erschienene Schriften, die durch ihre

allgemeine Haltung und ihre reichen Zitate sehr nachdrücklich auf die ersteren hinweisen. Diese aber sind bei weitem nicht alle katholisch und vertreten sowohl pädagogisch als schulpolitisch Ideen, mit denen wir nie einverstanden sein können.

Wenn der junge Intellektuelle gleich hinzufügte, auch die Fachzeitschrift seines Berufes rezensiere meist Bücher derselben Herkunft, so fällt es weder ihm noch mir ein, zu behaupten, dieselbe rezensiere und empfehle unterschiedslos Werke jeder Gesinnungsart. Dafür kennen wir die Wirklichkeit doch zu gut, und wir haben nicht den geringsten Grund, sie zu entstellen, im Gegenteil. Aber das ändert leider nichts an der vorerwähnten allgemeinen Tatsache und stösst besonders die Beobachtung nicht um, dass manche falsche Ideen in Zirkulation sind, auch in katholischen Kreisen. Umso mehr jedoch soll damit gesagt werden, dass diesen falschen Ideen mit der Besprechung nur katholischer Werke desselben Ursprungs nicht beizukommen ist. Die offenbar gute und systematische Gegenaktion, die ich keineswegs übersehen habe, scheint mir also ungenügend. Einen andern Sinn hat dieser zweite Satz nicht. Doch will ich wieder nicht sagen, dass diese stärkere Gegenaktion nur von dem katholischen Fachorgan geführt werden muss und dieses erfülle seine Pflicht nicht ganz. Auch andere Stellen haben Verantwortungen.

Allerdings wird dem entgegengehalten, es fehle an *fachpädagogischen Werken* in französischer Sprache. Ich glaube darauf Folgendes bemerken zu dürfen: Es mag sein, dass eine französische pädagogische

Literatur katholischer Prägung im deutschen Sinn und Ausmass nicht besteht. Ich wage übrigens zu behaupten, dass dies vielleicht kein grosser Schaden ist, die praktischen Erfolge der Deutschen sind nicht so gewaltig. Diese Art liegt übrigens dem französischen Geist viel weniger. Die deutsche enthielt sogar die Gefahr einer Verpädagogisierung des privaten und öffentlichen Lebens überhaupt nach oft sehr schwankenden und vorübergehenden Systemen, die ebensowenig das Heil bringen konnte wie die teilweise Überorganisation des deutschen Katholizismus als solchen. In «Letzeburg» wurde schon einmal von kompetenter Seite darauf hingewiesen. Übrigens kommt es nicht so sehr auf die Zahl als auf den Wert der Werke an. Dagegen besteht eine blühende französische Literatur, die man im besten Sinn christlich-humanistisch nennen kann, und ebenso eine modern religiöse, die beide ungeheuer grosses und wertvolles pädagogisches Ideengut enthalten, selbst wenn das Wort Pädagogik überhaupt nicht darin vorkommt. Diese mehr ganzheitliche, nicht ausschliesslich fachpädagogische Art entspricht nicht bloss mehr dem französisch-lateinischen Charakter, sondern auch dem humanistischen Bildungsideal, das die Lehrerschaft ja ebenfalls anstrebt: Gerade deshalb haben wir viel daraus zu lernen: Hierüber wäre sogar bedeutend mehr zu sagen, auch im Zusammenhang mit der Reform der Lehrerbildung. Über allen Testverfahren, aller experimentellen Psychologie und auch aller sogenannter Fachpädagogik stehen die allgemein-menschlichen, ganzheitlichen, christlichen gnadenhaften und göttlichen Werte und steht die menschlich möglichst ausge-

glichene und sittlich möglichst vollkommene Persönlichkeit des Erziehers.

Mein letzter Satz aber, der von einer systematischen Buchpropaganda durch bestimmte Stellen und deren Unterlassung durch andere spricht, bezieht sich keineswegs auf irgendeine Zeitschrift. Leider verbieten mir auch jetzt politische Rücksichten, mich klarer auszudrücken. Nicht einmal um ausländische Verlage handelt es sich an erster Stelle, obschon gewisse, offiziell unterstützte Buchgemeinschaften hier erwähnt werden können. Übrigens weiss jeder, schon von den Auslandsbüchern her, die unsern Mittelschulen als Propaganda zur Verfügung gestellt werden, welche Stellen gemeint sind. Ich wollte auch keineswegs sagen, dass nur pädagogische Werke von ihnen vertrieben werden. Darauf kommt es übrigens nicht an, weil pädagogische Ideen, besonders die über Mensch, Familie, Gesellschaft und Staat, die in der Pädagogik eine entscheidende Rolle spielen, sogar einem Roman entnommen werden können. Nicht einer Zeitschrift, sondern unsern zuständigen Behörden wollte ich nahelegen, dafür zu sorgen, dass jede Einseitigkeit vermieden bleibe. Sie haben dafür die Mittel in der Hand. Der ganze Beweisgang des «Schulfreund», der sich auf diesen Satz stützt und darin einen Vorwurf an seine Adresse sieht, geht also völlig daneben. Der «Schulfreund» wurde wirklich nur sehr nebenbei in der ganzen Frage erwähnt und es würde mir nicht im Traume einfallen, ihm und seinem Leiter auch nur den leisesten Vorwurf zu machen. Im Gegenteil, ich anerkenne seine opferfreudigen und grossen Leistungen mit Dank und Bewunderung.

Nur habe ich die Pflicht und die Gelegenheit, die Frage von geistigen, weltanschaulichen, politischen und sogar pädagogischen Standpunkten aus zu betrachten, die mir vielleicht ein besonderes Bild derselben vermitteln und auch die Gefahr besser erkennen lassen, die damit verbunden sein kann. Man möge es mir nicht verübeln, wenn ich darauf hinweise. Es geht nicht um den Kampf gegen Personen, am allerwenigsten gegen meine nicht geringsten

DIE GANZHEITSIDEE

Gestern ging die Rede von einer mehr ganzheitlichen, nicht ausschliesslich fachpädagogischen Auffassung der Erziehung, die auch dem humanistischen Bildungsideal am meisten entspreche. Gemeint war damit, dass das Heil nicht von der Fachpädagogik im Sinn moderner Spezialisierung und Technisierung zu erwarten ist und dass deshalb der Wert nicht streng pädagogischer, aber humanistischer Literatur ein ausserordentlich grosser sein kann.

Es lassen sich in diesem Zusammenhang weitere Erwägungen anstellen.

Wer das neuzeitlich geistige und auch sonstige Leben beobachtet, stellt ohne Schwierigkeit den stärksten Zug zu einer Erscheinung fest, die tatsächlich am besten mit dem Begriff Ganzheitlichkeit wiedergegeben wird. Es ist der Zug zum Organischen, zur Synthese, zur Gemeinschaft, zur Einordnung, zur «Gotik» könnte man fast sagen, zur

Totalität und zum Totalitarismus, welche letztere nicht unbedingt die heutige falsche Form haben müssen. Damit berühren wir sicher den tieferen Inhalt der Revolution, die unsere Zeit durchmacht, und die in Wirklichkeit ein Aufstand des in seinen privaten und sozialen Lebensbedürfnissen ganzheitlich veranlagten Menschen gegen den individualistischen ist. Wer darum angesichts der Exzesse eines falschen Totalitarismus an eine Rückkehr des Liberalismus glaubt, versteht von der zeitgenössischen Entwicklung nichts, mag die liberale Idee auch noch nicht überwunden sein.

Sogar die Wissenschaft ist von dieser Revolution erfasst.

Drei Beispiele.

Die Medizin. Nicht als wäre ich irgendwie auf diesem Gebiet bewandert. Aber ich weiss z.B. aus zahlreichen Gesprächen mit Dr. Eloi Welter, besonders aus einem seiner Vorträge in unserer Lukasgilde, dass hier die stärksten Tendenzen zugunsten einer wieder organischeren Medizin sich Raum schaffen. Sogar der Aufschwung der Naturheilkunde ist damit zu begründen. Nicht nur ist ein Abrücken vom mechanischen Heilverfahren und von der Separatbehandlung einzelner Organe festzustellen, sondern es wird ganz ausdrücklich mit der formalen Leib-Seele-Einheit des Menschen gerechnet. An Stelle des Abstraktums «Krankheit» tritt das Konkretum «der Kranke». Es gibt darnach überhaupt keine Krankheiten, sondern nur Kranke mit einem ganz spezifischen und einmaligen physischen, seelischen und sozialen Lebenskreis, der als Ganzes zu betrachten und eventuell zu behandeln ist und an den

die sogenannte Fach- und Spezialmedizin mit ihren Heilmethoden oft genug nicht herankommt. Deshalb spricht man auch mit Recht, wie neulich unser Freund, Dr. René Koltz, von einem «humanisme médical». Der Mensch als solcher, nicht als biologisches oder chemisches oder physiologisches Kompositum, sondern als leiblich-seelische Einheit, wird wieder zum Objekt der Medizin.

In den sozialen, politischen und wirtschaftlichen Wissenschaften ist es nicht anders. Vor mir liegt ein Werkchen, mit dem fast unglaublichen Titel «L'humanisme économique». Was ist «Quadragesimo Anno» anders als der grosse Versuch einer organisch und humanistisch, das heisst ganzheitlich aufgebauten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, die den Menschen, seiner sozialen Natur entsprechend, als Individuum, Familie und Beruf wieder in das gesellschaftliche Ganze eingliedert, ihm aber zugleich seinen Persönlichkeitswert sichert und ihn vor dem Erdrücktwerden durch die Kollektivität bewahrt. Gerade im Sozialen, Wirtschaftlichen und Politischen kommt das Ganzheitsbedürfnis sogar am sichtbarsten, auch in den praktischen Lebensformen zum Ausdruck. Dieses Bedürfnis ist die Erklärung aller kollektivistischen und totalitären Erscheinungen unserer Zeit und zugleich das Geheimnis ihres Erfolges, ob sie sich sozialistisch, kommunistisch, faschistisch oder nationalsozialistisch nennen. Alle entsprechen den sozialen Ganzheitsanlagen des Menschen und alle sind darum auch wesensverwandt. Dass die zu weit gehen und darum den Menschen wieder vernichten, also antihumanistisch werden, beweist nichts.

Aus Reaktion hat die Menschheit noch in allen

Perioden ihrer Geschichte gesunde und natürliche Ideen überspitzt und ins Extreme verzerrt. Die Tatsache dieser Ideen, im vorliegenden Fall die der Ganzheitlichkeit, wird dadurch nur unumstösslicher bewiesen. Daher auch der Wille zur Überwindung des Klassen- und Parteistaates und, weil dieser die Folge der uneinheitlichen Weltanschauung ist, zur zwangsmässigen Vereinheitlichung dieser letzteren. Damit ist zugleich das grösste Hindernis auch der dem natürlichen Bedürfnis entsprechenden Verganzheitlichung der politischen Lebensform der Völker bezeichnet.

Sogar in der Askese, die der Pädagogik ja nahesteht, lässt sich dieselbe Erscheinung feststellen. Vor kurzem ist ein Buch erschienen, das über «Organische Askese» handelt. Der Grundgedanke ist wieder der ganzheitliche. Auch asketisch, das heisst vom Standpunkt der abzulegenden Unvollkommenheiten und der zu erwerbenden Tugenden, ist der Mensch ein Ganzes, das als solches behandelt sein will. Die modernsten Erziehungsmethoden sind bereits von dem Gedanken erfasst, diejenige Schönstatts z.B., über welche die «Arbeitsgemeinschaft für Erziehung» in Esch neulich einen Vortrag hatte, ist in diesem Sinn typisch. In Bezug auf die Askese hat schon das Buch «Ja, Vater» von Gräf ausserordentlich bezeichnende Seiten. Dasselbe bricht in manchem radikal mit bisher feststehenden Auffassungen. Ich kann hier natürlich nur darauf verweisen.

Diese drei Beispiele zeigen, wie stark der heutige Mensch auf allen Gebieten gegen die Zersplitterung die künstliche Aufteilung, das Unorganische, die

Verklassung, die Verfälschung und die Spezialisierung, die das Ganze aus dem Auge verliert, reagiert. Der Drang zum Ganzen, der richtig verstanden ein Drang zum Menschlichen ist, durchdringt alle Lebensäußerungen. Von dem extremen Totalitarismus wird die Menschheit, wenn vielleicht auch erst nach schweren Katastrophen, zurückkommen, aber die Grundidee bleibt. Unsere Aufgabe wird es sein, ihr die christlich-humanistische Form zu geben und zwar speziell durch Pädagogik und Erziehung. Erst darnach wird die Überwindung des Liberalismus und Individualismus und ihrer Folgen vollständig sein.

Damit können dann die Grundlagen für eine neue wirklich konstruktive Entwicklung gelegt werden. Und wieder denkt man an die in jeder Hinsicht organischste und ganzheitlichste und darum auch an Dauerwerten produktivste Zeit der europäischen Völker: an die Gotik. Es braucht deshalb nicht wunder zu nehmen, dass dieselbe Idee in der Diskussion um die Neugestaltung Europas nach dem Kriege auftaucht. Sie beginnt also nicht nur alle Bezirke des privaten und nationalen Lebens zu erfassen, sondern auch das internationale. Noch gestern gebrauchte Jacques Maritain im „Temps Présent« in einem Kommentar zu dem schon fast berühmt gewordenen Artikel der «Times» über die föderative Reorganisation unseres Kontinents den Ausdruck «*organisme international*».

Sorgen wir nur, dass die Vereinheitlichung der Weltanschauung im christlichen Sinn mit dieser Entwicklung gleichen Schritt hält. Aber schon die

Ganzheitsidee in ihrer humanistischen Form ist eine christliche Idee.

WIR HALTEN BUSSFAHRTEN

Es war eine wirkliche Bussprozession.

Was uns vielleicht an freiwilligem Bussgeist noch abging, ersetzte der Himmel reichlich und es wurde freudig aufgenommen. Zwar staken die Gesichter fast ununterbrochen hinter den triefenden Regenschirmen, aber wenn der Sturm dann und wann einen heraufbog, war es eher fromme Entschlusskraft als Verdrossenheit, über die er auf Augenblicke seine Wasserruten hinfahren liess.

Was gilt übrigens ein so rascher Umgang im Vergleich zu den nächtlichen Wanderungen, die auch diesmal vom Samstag auf Sonntag eine Pilgergruppe vom Land unternommen hat. Stundenlang zieht sie über ungeschützte Strassen, gegen Wind und Wetter gebeugt, nüchtern, mit klatschenden Kleidern, um beim Frühgottesdienst in der Kathedrale zu sein. Dann brennen die Wangen, und die Nässe schnürt sich wie eine langfingerige kalte Hand um die schmerzenden Glieder. Nur die geheimnisvolle Glut, die warm und lebendig von innen aufquillt, scheucht das frostige Schauern, das die müden Menschen sonst befallen müsste.

Nein, das Vertrauen in die Schutzfrau des Landes ist kein leeres Wort. Was wir in guten Tagen aus Lust und Gewohnheit üben, halten wir auch in bösen unter Mühsal und Opfern.

Glaube ja niemand, dass das nur religiöse Bedeutung habe. Es beweist, dass gesunde und starke Kräfte in unserm Volke sind, aus denen es sich zu höheren Idealen und zu einer tieferen Lebensauffassung erneuern kann. Oder liegt darin nicht das Bekenntnis, dass der Krieg eine Mahnung und Heimsuchung ist und dass eine Schuld auf der Menschheit lastet, die gesühnt und in Zukunft vermieden werden muss?

Zweifellos. Unsere Aufgabe besteht deshalb darin, dieses Bewusstsein zu verallgemeinern, damit möglichst viele einsehen, dass die Völker, auch das unsere, eine neue Lebensbasis brauchen. Eine, in deren Fundamente wieder mehr geistige und sittliche Werte liegen, da die völkischen, politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Fragen ohne sie keine Lösung finden. Der Krieg muss uns diese Zusammenhänge wieder zeigen. Er darf darum auch keine bloss unangenehme Unterbrechung unserer bisherigen Lebensgepflogenheiten sein. Er muss eine Umkehr bedeuten, einen Bruch mit der Vergangenheit, eine Änderung der Gesinnung. Wir halten Bussfahrten. Vielleicht die wenigsten wissen, dass das Wort Busse im Sprachgebrauch des Evangeliums zunächst und vor allem Gesinnungsänderung bedeutet. Wenn Johannes in der Wüste Busse predigte, dachte er daran. Und wenn Christus darüber redete, wollte er nichts anders. Äussere Busswerke dürfen nur das Zeichen inneren Wandels sein.

Wir beten darum falsch und mit wenig Aussicht auf Erhörung, jedenfalls nicht so, wie es unser eigenes Interesse verlangt, wenn wir Gott und die Patronin des Landes nur um Schutz angehen. Sie sollen nicht bloss schützen. Vieles in unserm Wesen, Leben und

Denken ist überhaupt keines Schutzes wert, es würde uns sogar schaden, wenn es wirklich geschützt und verschont bliebe. Wir müssen im Gegenteil beten um dessen Vernichtung. Um «die Gesundung alles Krankhaften in unserer Seele», wie es gestern in der Schlussoration der Messe hiess.

Das ist die wahre Busse und auch der wahre Schutz, den sie uns erwirken soll.

DAS VOLK LEBT VON SEINEN INTELLEKTUELLEN

Letzte Woche redete mein Freund, Professor Schaus, auf dem Herz-Jesu-Kongress über Gebet und Sonntagsheiligung als Schutz der Heimat und der Menschheit. Es ist eine vorzügliche Idee der Leitung dieser Kongresse, Laien über solche Dinge reden zu lassen. Ihnen wenigstens wird niemand vorhalten, dass sie berufs- und schandehalber nichts anders sagen können. Ist's dann noch einer wie Freund Schaus, so darf man sicher sein, dass das Thema mit viel scharfem Sinn in alle Zusammenhänge der Zeitprobleme vertieft wird. Wie wenige ist er den Verflechtungen von Glaube und Leben nachgegangen, nicht nur denkend und problematisierend, sondern lebend und leidend.

Ich will ihn natürlich nicht loben, schon so wird mein Telephon heute Abend zwischen 9 und 10'Uhr eine halbe Stunde besetzt sein. Übrigens verdient er in diesem Fall kein Lob, denn er hat nur seine Pflicht getan. Seine Pflicht als katholischer Intellek-

tueller, allerdings als einer, der nicht bloss die Worte «Volk», «Heimat», «national», dauernd im Munde führt, sondern auch weiss, dass er dafür seine ganze verantwortungsbewusste Persönlichkeit zur Verfügung halten soll.

Das Volk lebt doch von seinen Intellektuellen, oder es lebt überhaupt nicht. Das Volk aber muss leben das heisst, sich an wirklich geistigen und sittlichen Werten vor Irrtum und Zerfall bewahren, oder auch Geist und Intellektualität werden der Vernichtung entgegen gehen. Darum sage ich, Intellektuelle, die vor das Volk hintreten und ihm von ihren eigenen geistigen Schätzen austeilen, erfüllten nur ihre Pflicht.

Das ist doppelt wahr in einer Zeit geistiger und materieller Not, die unwiderleglich zur Umkehrung mahnt. Auch unser Volk ahnt, dass etwas an dem geistigen und sittlichen Gerüst, auf das sein wirtschaftliches, soziales, politisches und kulturelles Dasein sich stützte, brüchig war. Es hat darin Verdacht gegen eine Reihe von Ideen, die ihm bisher lieb und geläufig waren; jedenfalls ist es stutzig und nachdenklicher geworden. Es ist der Wahrheit darum zugänglicher. Es ist ernster und aufnahmefähiger und bereiter, sich einer neuen Überzeugung entsprechend in seiner Häuslichkeit, seiner Familie, seinem Beruf, seinem öffentlichen Leben umzustellen.

Wer das leugnet, war noch nie draussen bei unserm wirklichen gewöhnlichen Volk. Bei dem, das nicht blasiert und verwöhnt ist durch die tausend Unterhaltungsmöglichkeiten der Städte und grösseren Ortschaften. Der stand nie unter ihm, wenn

z.B. ein Arzt vor Eltern über die gesundheitlichen Voraussetzungen der Erziehung sprach und nachwies, dass die medizinischen Forderungen sich haargenau mit denen der Zehn Gebote decken. Oder wenn ein Lehrer und Professor ihre Hilfslosigkeit den kindlichen Fehlern gegenüber aufklärte; denn hilflos sind sie fast ausnahmslos, weil sie bei Gründung der Familie an alles gedacht haben, nur nicht daran wie sie Kinder erziehen könnten. Er hat dieses selbe Volk auch nie beobachtet, wenn einer ihm den wahren Sinn des Luxemburgertums schilderte, die wahre nationale Gesinnung und die persönlichen Pflichten, die jeder in ihrem Dienste erfüllen muss. Und noch weniger hat er je seinen Pulsschlag gehört, wenn jemand ihm die Mühsal seines täglichen Berufes religiös unterbaute, ihm Glauben und Religion in seinen Werktag hineinstellte als Licht und Leuchte und als Kraft, die auch das Schwerste erleichtert. Wie es zu solchen Laien aufschaut: Der kommt ohne Hintergedanken, der ist nicht bezahlt, hat kein Interesse, uns zu betrügen und in vielem dieselbe Last zu tragen wie wir; er schämt sich auch nicht, mit uns zu sprechen von dem, was uns drückt, was wir fühlen und oft nicht aussprechen können; er hält uns für würdig und wichtig genug, uns aufzusuchen und zu unterrichten; welche Ehre für uns, so wie er sagt, muss es wahr sein und werden wir tun!

Mehr als einmal bin ich mit Ärzten, Lehrern oder Professoren aus solchen Versammlungen gekommen. Nicht nur die Zuhörer waren glücklich, auch sie selbst. Sie hatten nicht bloss gegeben, sondern auch empfangen.

Der Krieg hat daran sicher nichts geändert, im Gegenteil. Die Gelegenheit ist deshalb günstig, wir dürfen sie nicht verpassen.

FINNLAND

Die Russen haben Finnland gestern den Nichtangriffspakt gekündigt. Finnland habe Truppen an seiner Grenze konzentriert und wolle sie nicht zurückziehen. Damit verletze es den Pakt und bedrohe die Sowjetunion, besonders Leningrad, also brauche sich Russland nicht mehr als gebunden anzusehen.

Auf den finnischen Vorschlag, den Zwischenfall durch eine paritätische Kommission untersuchen zu lassen, um festzustellen, ob die finnische Artillerie tatsächlich im Fehler ist, hat Moskau nicht einmal geantwortet. Den zweiten, die beiderseitigen Truppen 25 km. von der Grenze zu entfernen, lehnt es glattweg ab, unter anderem, weil die Vorstädte von Leningrad dadurch entblösst würden, ohne die geringste Rücksicht darauf, dass die Finnen ihre Befestigungen im Stich lassen müssten.

Die Welt weiss, was diese Sprache bedeutet. In Finnland wird man sich aufs Sterben vorbereiten.

Überhaupt bleibt bei diesen Rechtsauffassungen den kleinen Völkern nichts anders übrig als zu sterben. Nichtangriffspakte werden nur so lange gehalten, als die unmöglichsten unter schlimmster Gewaltandrohung gestellten Forderungen Gehör finden. Die geringste Ablehnung wird feierlich als Verletzung erklärt und der blutigsten Brutalität ist Tür und Tor geöffnet. Daneben wird die Tollheit, dass

ein Volk von drei Millionen, ein solches von 190 bedroht, mit einem Ernst proklamiert, dass man seinem eigenen Verstand nicht mehr traut. Der geringste Grenzschutz und im Notfall auch provozierte und erdichtete Zwischenfälle gelten als Angriff und dann haben die Kanonen das Wort. Natürlich nicht gegen das andere Volk, das gerne zu den verlangten Konzessionen bereit wäre, sondern nur gegen dessen Regierung, die mit ausländischem Gold bestochen ist und ihr Land betrügt und mutwillig zur Schlachtbank führt.

Nein, kleinen Völkern bleibt darnach nur der Tod. Das Martyrium für Recht und Gerechtigkeit.

Zugleich erdröhnt aus Moskau die entrüstete Anklage, andere Mächte führten einen imperialistischen Krieg, das heisst einen Krieg für die Sicherung und Ausdehnung ihrer Macht über Gebiete und Völker, die sie nichts angingen. Das russische Vordringen aber ist das nicht. Es ist nur ein Kampf gegen den Kapitalismus, gegen die Unterdrücker der Arbeiter und Bauern, ein Kampf also für deren Freiheit und Wohlergehen. Oder wagt einer zu leugnen, dass die Arbeiter und Bauern in Finnland Sklaven sind, die auf die russischen Befreier warten? Die russischen Arbeiter haben in ihren Betrieben sogar dafür demonstriert; die englischen und französischen, die durch freien Entschluss ihrer Organisationen dem Krieg zugestimmt haben, sind plötzlich auch zu Imperialisten und zu Komplizen des Kapitalismus geworden. Was nun?

Was nun im Norden geschieht, weiss niemand. Nicht einmal, ob der russische Feigling, der bisher jeder ernststen Auseinandersetzung ausgewichen ist

und nur an sich riss, was ihm mühelos in den Schoss fiel, nun wirklich den Mut zum Angriff hat. Ebenso wenig, ob alle skandinavischen Länder mit hineingerissen und dann vielleicht auch noch von anderer Seite bedroht werden. Einstweilen darf man sogar annehmen, dass Moskau tatsächlich nur von der Angst um die eigene Sicherheit getrieben ist und seine Abwehrpositionen deshalb nur vermehren will. Aber ein Gutes ist dabei. Der fürchterliche Betrug an der Arbeiterschaft wird endgültig offenbar. Auch die Schwäche des Regimes wird klarer und darum die Erkenntnis, dass seine Stärke nur in dem Verfall Europas liegt. Kann das nicht die stärkste Garantie gegen den Kommunismus für die europäischen Völker werden? Und sollen nicht endlich in allen Ländern genug Einsichtige erstehen, die sich gegen diesen einen gemeinsamen Feind alles Europäischen und seiner Kultur erheben?

Chamberlain sagte gestern in seiner Antwort auf die Thronrede des englischen Königs, die Menschheit hätte die Notwendigkeit einer internationalen Neuordnung auch ohne Krieg einsehen können. Das ist wahr. Aber selbst jetzt wäre es noch Zeit dazu. Oder hat sich Europa entschlossen, freiwillig und mit offenen Augen sein Verderben herbeizuführen?

Wie gross ist denn seine Sünde wider den Geist, dass sie keine Verzeihung erhält?

MEHR ALS NUR ARZT

Morgen wird Freund Dr. René Koltz in der Arbeitsgemeinschaft für Erziehung über Medizin

und Pädagogik sprechen. Soweit ich weiss, hat er sich in schulärztlichen Fragen spezialisiert und kann deshalb Brauchbares über das Thema sagen.

Hat dies etwas mit Krieg und Kriegstagebuch zu tun?

Natürlich. Oder ist noch nicht klar, dass die grosse Lehre des Krieges unbedingt die Erziehung eines neuen Menschen fordert? Was nutzen alle Pläne für einen besseren nationalen und internationalen Aufbau Europas, wenn der neue Geist ausbleibt? Und wo soll der neue Geist herkommen, wenn nicht aus einer Erziehung, die mit den höchsten natürlichen und übernatürlichen Motiven operiert? Die einen gesunden Leib und eine gesunde Seele schafft, in schöner Harmonie und gegenseitiger Befruchtung. Darum gehören Medizin und Pädagogik zusammen. Und darum haben sie für die Gestaltung der Zukunft die gewaltigsten Aufgaben.

Gewiss spielt unser Land im europäischen Werden keine Rolle. Aber wir haben doch dieselben Pflichten. Wir haben den neuen Luxemburger Menschen, der mit gesünderem Leib und gesünderer Seele die Zukunft Luxemburgs sichern soll, heranzubilden. Das wird sogar unser grösstes Kriegs- und Nachkriegsproblem sein. Wir sind mit der Verkoppelung von Medizin und Pädagogik also auf dem richtigen Weg.

Dabei soll man die Rolle des Arztes nicht nur im schulhygienischen und traditionellen schulärztlichen Sinn verstehen. Dem Arzt kommt nicht bloss eine vorbeugende und heilende Aufgabe zu, sondern auch eine direkt erzieherische. Dieser Gedanke fällt mit dem neulich an dieser Stelle über die Entwick-

lung auch der medizinischen und asketisch-pädagogischen Wissenschaften in ganzheitlicher Richtung geäußerten zusammen.

Statt vieler Worte will ich auf ein kürzlich bei R. Piper in München erschienenes Buch von Werner Leibbrand hinweisen, das den Titel trägt: «Der göttliche Stab des Aeskulap, eine Metaphysik des Arztes». Sowohl die Philosophen und Theologen als auch die Erzieher und Ärzte werden Nutzen daraus ziehen. Die ausführliche Besprechung der letzten «Hochland»-Nummer ist sehr anerkennend. Besonders klar scheint daraus hervorzugehen, wie stark Philosophie, Theologie, Pädagogik und Medizin, wenn sie den wirklichen und ganzen Menschen zum Gegenstand haben, sich durchdringen und ergänzen.

Der Autor des «Hochland»-Kommentars, Ewald Wasmuth, erinnert an eine Forderung, die schon Aristoteles an den Arzt stellte, nämlich etwas mehr zu sein als Arzt, «ein Mehr, das aus dem Bereich der empirischen Naturwissenschaft in den einer höheren Ratio führe, der zur Theologie hinweise, wenn man diesen Begriff in seinem allgemeinen Sinn nehme». Das Buch Leibbrands handele nun gerade «von der theologischen Komponente des medizinischen Studiums von Hippokrates bis heute.»

Bezeichnend – auch in theologisch und pädagogischer Hinsicht – ist z.B., dass Leibbrand den Aristotelismus «den Orgelpunkt aller medizinischen Theorie» nennt und von der medizinischen Bedeutung der grossen Lehrer des Christentums eines Tertullian, Augustinus und Thomas von Aquin spricht. Vom Werke des Paracelsus sagt er, dass es «Dem Leibsorgerischen denselben Rang gebe wie

dem Seelsorgerischen». Besonders seit der Zeit des Barock und der Romantik, «die das theologische Moment als ewig zu verwirklichenden Keim in sich trage», ständen die philosophischen Lehren zur medizinischen Theorie und Praxis in lebensnaher Wechselwirkung. An die heutige Medizin stellt Leibbrand «theologische» Forderungen. Wasmuth spricht deshalb nicht nur von einer «Metaphysik», sondern auch von einer «Theologie des Arztes.»

An das «Mehr als nur Arzt» des Aristoteles knüpft er folgende Bemerkung: «Auf allen Gebieten gibt es dieses Mehr, und es allein entscheidet über den Rang alles Tuns. Obgleich wir es zwar stets wollen, ist es doch nicht zu lehren noch zu lernen; es ist vielleicht wie der Widerschein der höheren Welt, des wahren Logos in unserer Endlichkeit, der nicht in eine Theorie, eine Forderung der Praxis eingefangen werden kann. Denn wir können wohl malen lehren, aber nicht, das Schöne zu schaffen; wir können wohl Wissen vermitteln, aber nicht lehren, weise zu sein. Und doch findet die Weisheit im Sprechen und Handeln ihre Versinnlichung, sie kommt indessen hinzu, wie alles, was uns unfassbar ist, wie die Seele oder der Geist zum Körper. So ist auch das «Mehr als Arzt» ein Geschenk wie die Weisheit. Was es jedoch voraussetzt, ist die Reife des Herzens, die sich mit der Vernunft und dem Wissen des Wissbaren gepaart hat und bewirkt, dass der Arzt nicht mehr nur Arzt, sondern ein ganzer Mensch ist. Daraus erklärt sich auch, dass unabhängig von aller Theorie, die fortwährend wechselt – oft genug sogar zwischen polaren Gegensätzen –, wofür Leibbrands Buch aufschlussreiche Beispiele gibt, immer grosse Ärzte

lebten, die heilen konnten, weil in ihrem Tun nicht der Wissende allein, sondern der ganze Mensch als Ordner des Ungeordneten tätig war, der wusste, was er Leib und Seele schuldig ist.»

Und als Enderwägung: «Werner Leibbrand, der selber Psychotherapeut ist, gelangt für dieses Gebiet der Medizin zu dem Schluss, dass der Arzt nur dann den Patienten behandeln könne, wenn er ihn von «der Wirklichkeit des Absoluten zu überzeugen» vermöge. «Denn nur von dieser Sicht aus», so fährt er fort, «vermag er seinem «Zögling» heilsame Kräfte zu erschliessen, nur im Sinne einer wahren Paideia wird der Erfolg in Erscheinung treten können... Psychotherapeutisches Handeln gelangt so in theoretische Nähe, nicht etwa in der Weise, dass der Psychotherapeut den Priester zu ersetzen hätte, sondern dass er ihm den Weg vorbereitet, weil er sich dem gleichen Endziel zuwendet. Tut er das, so ist der Arzt, wie Aristoteles forderte, der Logos der Gesundheit.»

Was aber vom Priester gilt, gilt auch vom Erzieher.

WENN DU ES ERKANNT HÄTTEST!

Gestern war in der Presse Rede von der «wachsenden Kirche in Afrika». In etwas mehr als einem Jahrzehnt hat sich die Zahl der eingeborenen Katholiken verdreifacht. Was könnte man sich Tröstlicheres als Einleitung des Missionssonntags denken. Nach

Berichten der Missionare drängen die Heiden in manchen Gegenden förmlich zur Kirche. Oft fehlt es an Personal und Mitteln, die zum Schnitt reife Saat unter Dach zu bringen.

Der Vergleich des schwarzen Kontinents mit Europa zwingt sich auf. Gerade jetzt, wo der Krieg immer deutlicher weltanschaulichen und ideologischen Charakter erhält. Wo auf allen Gebieten, vom allgemein kulturellen bis zu dem des Rechtes und der Politik, ein neues Heidentum in Erscheinung tritt, das erzittern macht. Und mit Schrecken fragt man sich: Steht Afrika in aufsteigender und Europa in absteigender Linie? Wird nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten das Kulturzentrum der Welt sich verschieben und Europa das Ruinenfeld sein, das Macaulay in seiner schauerlichen Vision gezeichnet hat?

Diese Frage weckt einen andern Vergleich. Immer öfter muss man in diesen Zusammenhängen an die Geschichte und das Schicksal des Judenvolkes im vorchristlichen Altertum denken. Es war das auserwählte Volk. Warum auserwählt? Weil ihm Gott eine genau bestimmte historische Mission übertragen hatte: den Glauben an den wahren Gott zu erhalten und den Erlöser der Welt seiner menschlichen Seite nach hervorzubringen. Dafür waren ihm, unter der Bedingung, dass es dieser Mission treu bleibe, Ewigkeitsverheissungen gegeben worden.

Es hat seine Mission nicht erfüllt. Der Messias kam, aber das Judenvolk hat ihn nicht anerkannt. Damit hatte es seine Existenzberechtigung verloren, es ging als Volk unter. «Wenn du es erkannt hättest!

So aber wird kein Stein von dir auf dem andern bleiben.»

Ich weiss nicht, ob ich eine geschichtsphilosophisch falsche Konstruktion wage, wenn ich denke, dass auch Europa im Plan der Vorsehung eine ähnliche Mission erhalten hat: die, Erbe und Fortsetzung der Auserwählung zu sein und den in der Kirche und im Christentum fortlebenden Christus anzuerkennen und der Welt zu vermitteln. Aber ist das auch nicht irgendwie der Gedanke Augustins und Bossuets in der *Civitas Dei* und dem *Discours sur l'histoire universelle*?

Dann aber stellt sich die Frage, ob Europa dieser Mission treu geblieben ist. Was hat es in zweitausend Jahren aus dem Christentum gemacht, das ihm selbst zu den höchsten Höhen sittlicher und kultureller Grösse verhelfen und es befähigen sollte, auch die übrige Welt allmählich mit denselben Gütern zu bereichern? Kann der heutige Stand seiner geistigen und moralischen Entwicklung als Erfüllung der Mission angesehen werden? Oder ist er ein Verrat daran? Hat Europa Christus nicht ebenfalls abgelehnt und sogar ans Kreuz schlagen lassen, wie das Judentum es tat? Hat es nicht mit diesem gerufen: Wir haben keinen andern König als den Kaiser, den Kaiser des antichristlichen Denkens mit seinen tausend Namen und Formen? Und ist damit sein Daseinszweck als kulturell und politisch führende Macht des Universums nicht erledigt? Wird das Zepter nicht von ihm genommen, wie es von Juda genommen wurde? Weil es die Ehre und die Pflicht seiner Auserwählung nicht erkannte. Weil es seine

göttliche Berufung missachtete. Wird darum auch von ihm kein Stein auf dem andern bleiben?

Ich möchte die Frage nur stellen, nicht beantworten. Aber der Vergleich verfolgt einen. Sicher ist auch, dass die Völker Missionen haben und dass sie als solche nutzlos sind, wenn sie dieselbe nicht erfüllen. Der geschichtliche Materialismus und Determinismus, der das leugnet, ist genauso falsch wie jeder andere. Wehe aber Europa, wenn seine Mission dieselbe war, wie die des Judentums.

Nur muss ich dann immer auch an die andere Schriftstelle denken, in der es heisst, Gott hätte Sodom und Gomorrha gerettet, wenn nur fünf Gerechte dort gewesen wären.

Fünf Gerechte hat die alte Welt trotz allem. Sie hat sogar mehr, hat sogar viel offene und verborgene Heiligkeit.

Wenn es eine Rettung gibt, kommt sie von ihr.

DIE MENSCHLICHKEIT IN GEFAHR

«Nach den Grundsätzen der Menschlichkeit».

Wie oft hört man diesen Ausdruck gerade jetzt in unserer unmenschlichen Zeit?

Gestern gebrauchte ihn wieder unser Arbeitsministerium in einer Eingabe in die Presse über die Entlassung ausländischer Arbeiter. Wie oft wird er in Bezug auf dieselbe Frage seit einiger Zeit in der Kammer gebraucht! Immer wieder heisst es auch von dieser oder jener Macht, sie führe den Krieg nicht

nach den Grundsätzen der Menschlichkeit. Eben hat Präsident Roosevelt den Russen und Finnen wie vorher den andern kriegführenden Staaten nahegelegt, die Bombardierung der Zivilbevölkerung zu vermeiden, wie es die Grundsätze der Menschlichkeit verlangten.

Die Beispiele liessen sich häufen.

Nichts beweist besser, dass die Menschlichkeit in Gefahr ist. Wenn so oft gebeten und versprochen werden muss, sie nicht zu verletzen, werden, gewollt oder nicht, böse Streiche gegen sie fallen. Freilich nicht in unserm Arbeitsministerium wie auf den Schlachtfeldern oder in sonstigem kriegerischen Entscheiden. Bei ihm verrät das Wort nur, dass gelegentlich an Massnahmen nicht vorbeizukommen ist, die für die Ausländer eine Härte sein können, deren Unterlassung für die einheimischen aber ebenfalls eine wäre.

Gerade diese Zwangslage ist das Bedauerliche. Sie bringt unvermeidlich einen harten Zug in das gesellschaftliche Leben.

Schon in das unserige, obgleich wir im Wesentlichen nur Arbeits- und Erwerbsfragen zu lösen haben. Aber das nationale Arbeits- und Einkommenquantum, das wir verteilen können, ist kleiner geworden, und Armut ist eine sprichwörtliche Streitstifterin. Streit jedoch sagt Härte, sagt sogar Rücksichtslosigkeit und die brutale Auflösung von Selbsterhaltungstrieben, die zu allen Zeiten dem Kampf ums Dasein den unerbittlichsten Charakter gaben. Man sieht daraus, wie unumgänglich notwendig ein gewisser materieller Wohlstand, richtig benutzt, zur Ermöglichung von Kultur und Gesittung ist.

Aber auch wie gross die Tragik der modernen Welt ist, sieht man daraus. Sie hatte geglaubt, durch Technik und soziale Gesetze diesen materiellen Wohlstand verallgemeinern und die übernatürlichen geistigen und sittlichen Werte dabei entbehren zu können. Auf dieser Grundlage wollte sie die neue, kulturell und sittlich hochwertige Gesellschaft errichten. Aber was geschah? Die fabelhafteste Technik und die schönsten Sozialgesetze brachten nicht die erhoffte Verallgemeinerung des Reichtums, im Gegenteil, wir sind alle zusammen ärmer geworden. Und es fragt sich, ob das Minimum an materiellem Wohlstand nicht verloren geht, das die Voraussetzung von Kultur und Gesittung ist. Vielleicht ist hier deshalb der stärkste Beweis für den Irrtum des Materialismus aller Farben, der besonders den sozialistischen Arbeiterbewegungen und ihrem Gesellschaftsideal zugrunde lag. Nur die Rückkehr zu übernatürlich-moralischen Werten wird auch die materiellen und darum die materielle Unterlage der Kultur sichern.

Um wieviel mehr trifft das alles für Länder zu, auf denen neben der materiellen Not auch der Krieg mit seinen Schrecknissen lastet. Wie werden erst bei ihnen die persönlichen und nationalen Selbsterhaltungsinstitute mit allem, was sie an Härte, Egoismus, Rücksichtslosigkeit und sogar Grausamkeit haben, geweckt! Und wie stark muss die unvermeidlich anwachsende wirtschaftliche Verarmung wenigstens bei einzelnen diese Wirkungen noch verschärfen!

Denkt man genug an diese besondere und vielleicht böseste Art von kulturellen Gefahren, die der Krieg mit sich bringt: Die Verhärtung des gesell-

schaftlichen Lebens und die Abschwächung der Menschlichkeit?

HAUPTZWECK ALLER SOZIALPOLITIK

Am Samstag stand hier der Satz, ein gewisser materieller Wohlstand sei zur Ermöglichung von Kultur und Gesittung unumgänglich notwendig. Der Hauptzweck aller Sozialpolitik ist damit vielleicht am besten formuliert. Dass Männer wie Daladier, die sich über die nationale und internationale Gestaltung Europas nach dem Krieg den Kopf zerbrechen, sich darum auch mit dem Ausbau der sozialen Einrichtungen und der Erhöhung des allgemeinen Einkommens befassen, ist begreiflich. Die grosse Masse der einzelnen Völker, die Arbeiter sowohl als die Bauern, Handwerker, Kleingeschäftler und unteren Beamten sollen einen höheren Lebensstandard erhalten, wenn dies wirtschaftlich möglich ist, auch wenn das Einkommen der höheren Stände dadurch in Mitleidenschaft gezogen wird.

Aber die seit dem letzten Krieg und der darnach durchgeführten Verbesserung der sozialen Lage – Erhöhung des Einkommens und Verkürzung der Arbeitszeit – gemachte Erfahrung enthält eine Lehre, die nach dem jetzigen Krieg beherzigt werden muss, sollen nicht neue Katastrophen vorbereitet werden. Diese Lehre ist folgende: Wenn mit der Verbesserung der materiellen Bedingungen die geistige und sittliche Verfeinerung nicht gleichen Schritt

hält, wird die Steigerung des Einkommens und die Erweiterung der Freizeit todsicher, statt kulturfördernd, kulturerschütternd und -vernichtend wirken. Diejenigen, die für die Erziehung des Volkes Verantwortung haben, besonders die Presse und die Berufsorganisationen, werden sich von diesem Leitsatz überzeugen müssen.

Der Grund ist denkbar einfach. Ohne sittliche Vertiefung wird die Vermehrung des Einkommens nur grössere materielle Bedürfnisse wecken und eine noch stärkere Verstrickung der Massen im Materialismus zur Folge haben, das heisst, die Quelle aller wirtschaftlichen, sozialen und politischen Unzufriedenheit und die tiefste Ursache aller Unkultur noch erweitern. So sehr ein Minimum an Wohlstand die Voraussetzung der Kultur ist, so sehr ist auch sittliche Überlegenheit erfordert zum richtigen Gebrauch desselben. Ebenso wird ohne intellektuelle Fortbildung die vergrösserte Freiheit nur bessere Gelegenheiten bieten, den vergrösserten materiellen Bedürfnissen nachzugehen und sie dadurch noch wachsen zu lassen. Unter diesen Umständen wäre die materielle Besserstellung deshalb eher ein Unglück als ein Glück. Längere Tagesarbeit mit genügendem, aber nicht grösserem Einkommen könnte in dem Fall und auf weite Sicht geschaut, die zuständigen Volksschichten selbst und die Gesellschaft vor schwersten Gefahren schützen. Ausnahmen vermögen die Regel nur zu bestätigen. Und stossen die Tatsachen der Erfahrung nicht um. Ein Vergleich mit seit langem bemittelten, glaubenslosen Ständen beweist schon deshalb nichts, weil bei diesen konservative Traditionen vorliegen, die den anderen abgehen, und wäre

es sogar nur der Zwang zur Erhaltung des gesellschaftlichen Ranges, also auch des Reichtums, und ferner, weil die Erfahrung ebenfalls zeigt, dass Familien dieser Art ihren Besitz nicht durch sehr viele Generationen retten.

Natürlich wird diese Auffassung manchem furchtbar reaktionär dünken, besonders denen, die für geistige und sittliche Werte in ihrem sozialen und wirtschaftlichen Systemen keinen Platz haben. Doch ändert das nichts an der Wirklichkeit. Wer den Arbeitern, Bauern und den übrigen erwerbstätigen Berufen nur von materieller Besserstellung spricht und sie ihnen sogar verschafft, ihr intellektuelles und sittliches Niveau aber vernachlässigt, leistet ihnen einen schlechten Dienst.

Der neue Mensch, auch der neue Luxemburger, muss auf dieser Grundlage erzogen werden. Ohne sie bleibt das neue und bessere Europa eine böse und gefährliche Illusion.

SANKT NIKOLAUS GEHT UM

Man begegnet jetzt oft in den Strassen schwer gepackten Frauen. Sankt Nikolaus geht um, und die Kinderwünsche wissen nichts von Kriegs- und Gehaltseinschränkung. Liebe und Eifersucht der Eltern, manchmal sogar Prahlucht, tun das ihrige dazu – unsere Kinder dürfen doch nicht hinter denen des Nachbarn zurückstehen –, so dass der Unterschied gegen frühere Jahre nicht zu gewaltig sein dürfte.

Den Geschäftsleuten ist die Einnahme natürlich herzlich gegönnt. Aber vom wirtschaftlichen Standpunkt aus, der sich einem zur Zeit überall aufdrängt, stellen sich trotzdem einige Fragen von Interesse.

Welches mag z.B. die Gesamtsumme sein, die im Sankt Nikolaus-Geschäft alljährlich und auch heuer umgesetzt wird? Wahrscheinlich reicht sie in die Millionen, vielleicht sogar schon für die Spielzeuge allein. Die wirtschaftliche Bedeutung dieser schönen Tradition ist also für unsere Verhältnisse gross.

Darum knüpft sich daran die andere Frage, ob wir uns auf diesem Gebiete nicht unabhängiger vom Ausland machen könnten. Mustert man die Schauwindower und die tausendfältige Pracht ihrer Kinderparadiese, bleibt immer wieder der Eindruck, dass fast nur ausländische Erzeugnisse darin figurieren, deren Produktion indes weder viel Kunst noch übermässige Kapitalien verlangen würde. Oder ist die fremde Konkurrenz so überladen, dass keine einheimische Initiative aufkäme? Jedenfalls gehen dem Lande auf diese Weise viel Geld und viel Arbeit verloren.

Gerade das letzte ist unter den augenblicklichen Umständen bedauerlich. Unser Volk bedenkt sicher nicht genug, dass es sich selbst durch die Bevorzugung ausländischer Waren schädigt, wenn einheimische von einigermassen gleicher Qualität zu haben sind. Es hilft dadurch die Arbeitslosigkeit und darum die Belastung des Staates und der Gemeinden vergrössern.

Das nationale und auch das persönliche Interesse würde deshalb verlangen, dass bei den Sankt Niko-

lauseinkäufen vor allem Waren gekauft werden, in denen möglichst viel Luxemburger Arbeit steckt. Da dies aber für die Spielwaren und die meisten ähnlichen Dinge nicht der Fall ist, könnte einmal eine Ausnahme von der Regel gemacht werden. Warum liessen sich zur Bescherung nicht Objekte verwenden, die weniger spielerischen und vorübergehenden Wert haben, dafür aber Luxemburger Schneidern, Schustern, Bäckern und andern Handwerkern Beschäftigung gäben. Schon die Hälfte der Summe, die jetzt für ausländisches und praktisch nutzloses Zeug verausgabt wird, könnte grosse Dienste leisten.

Ich weiss, dass dadurch die eigentlichen Spielwarenhäuser eventuell geschädigt würden, aber der handwerkliche und geschäftliche Mittelstand als solcher würde gewinnen. Übrigens könnten die Spielwarenhäuser sich auf luxemburgische Waren umstellen und dabei wohl gleichen Verdienst haben.

Die Kinder selbst liessen sich gewiss von der Güte dieser vielleicht weniger in die Augen stechenden Geschenke überzeugen. Überhaupt stellt sich hier eine sehr wichtige Erziehungsfrage. Wer einige Zeit, sogar in den kleinsten Dörfern und in Arbeiterkreisen, Art und Ausmass der Kinderbescherung beobachtete, nicht zuletzt die Rivalität der Familien und den törichten Stolz mancher Eltern, der musste mit Bedauern die regelrechte Verbildung und Verziehung feststellen, die unweigerlich damit verbunden ist. Manchen Kindern werden auf diesem Wege Ansprüche und Bedürfnisse angewöhnt, die sie allmählich in ihre ganze Lebenshaltung hineintragen und die zu der Selbstverständlichkeit, mit der bei uns nicht selten über die verfügbaren Mittel

gelebt wird oder Ersparnisse bedenkenlos für Nebensächliches verpulvert werden, nur beitragen kann.

Diese Seite der Frage ist sogar viel wichtiger als die wirtschaftliche.

ÖL INS FEUER

Vor einigen Tagen fand wieder eine Versammlung der Arbeitslosen statt. Dieselbe verlief schon ruhiger als die beiden vorherigen, weil eine Reihe neuer Vergünstigungen, die mit der Regierung vereinbart worden sind, mitgeteilt werden konnten. Leider ist es bis dahin noch nicht möglich, allen oder auch nur den meisten Arbeit zu verschaffen. Staat und Gemeinden beschäftigen bereits eine grosse Anzahl, Die Revision der Arbeitsermächtigungen für Ausländer scheint noch nicht beendet, und der Beginn grösserer Arbeiten musste wegen der bekannten Schwierigkeiten bis heute hinaus gezögert werden. Nur rund ein Drittel soll die Arbeitslosenunterstützung erhalten, weil die übrigen die vorgesehenen Bedingungen nicht erfüllen. Doch scheint auch deren Anwendung etwas gemildert zu werden. Trotzdem bleibt die Lage dieser Menschen drückend, und alles ist dran zu setzen, ihnen zu helfen, am besten wenn möglich durch Arbeit.

Darnach trachten denn auch die Anstrengungen aller verantwortlichen Stellen. Aus den Kammerdebatten, den Mitteilungen der Regierung und Gemeinden, der Presse und den Bemühungen der grossen Arbeiterorganisationen geht deutlich hervor,

dass nichts unterlassen wird, was diesem Ziel irgendwie dienlich sein kann. Die Arbeitslosen selbst bestreben sich hoffentlich nicht weniger, jede Gelegenheit zu benutzen, speziell in der Landwirtschaft, um ein Unterkommen zu finden. Bieten sich neuerdings nicht auch Möglichkeiten im Ausland, die dem einen oder andern günstig sein können?

So weit der Not aber nicht auf diesem Weg gesteuert werden kann, wird die Allgemeinheit neue Opfer übernehmen müssen. Es wäre untragbar, wenn es einem Teil der Luxemburger gut und sogar sehr gut ginge, und ein anderer nicht das Notwendigste zum Leben hätte. Das würde sich einmal bitter rächen.

Unter diesen Voraussetzungen aber ist es unbegreiflich, dass unsere sogenannten kommunistischen Führer das Elend der Arbeitslosen ungestört für ihre Zwecke benutzen dürfen. Dass ein Mensch, der Wochen- und monatelang ohne Beschäftigung ist, der Verbitterung verfällt und sich durch sie gegen die Gesellschaft und ihre Einrichtungen zu harten Urteilen hinreissen lässt, versteht man. Wer sollte einem solchen Unglücklichen, wenn er selbst keine Schuld trägt, das auch nur übel nehmen? Umso verbrecherischer ist es darum, dass der Kommunismus wissentlich Öl ins Feuer schüttet, wie das auch in der letzten Arbeitslosenversammlung noch geschah. Er hat nicht das geringste Mittel in der Hand, lindernd zu wirken. Er hätte das auch nicht, wenn er an der Macht wäre. Überall, wo sie ihm durch Mord und Bevolution zufiel, an erster Stelle in Bussland, hat er die Not aller nur vermehrt, auch die der arbeitenden Klassen.

Sein feiger Raubüberfall in Finnland und seine Schandtaten gegen die dortige Zivilbevölkerung entziehen ihm vollends das Recht, das Wort Menschlichkeit auch nur in den Mund zu nehmen. Die finnischen Kommunisten selbst aber, die ihr eigenes Volk schmäählich verraten, beweisen, wozu auch die unse- rigen fähig und wofür sie bezahlt sind.

Solche Leute operieren noch hemmungslos unter un- sern Arbeitslosen. Nutzen deren Sorgen und Schmerz, deren Trauer und Verzweiflung gewissenlos aus. Hetzen gegen Regierung und Gemeinden, gegen Patronat und bürgerliche Gesellschaft und sogar gegen die verantwortungsbewussten Organisationen der übrigen Arbeiterschaft, gegen alles, was Ordnung, Disziplin, Ablehnung der revolutionären Umtriebe und deshalb Verteidigung unserer schönsten Kultur- güter ist. Sie wollen das Elend missbrauchen, um noch grösseres Elend zu schaffen. Sie wollen see- lisch deprimierte Menschen an sich selbst und an ihrer Heimat irremachen. Sie wollen ordentliche und brauchbare Luxemburger zum Verrat an ihrem Lande und zu allen dafür notwendigen Brutalitäten verfüh- ren.

Neulich wurde von Seiten der Opposition mit fast lächerlichem Ernst die Verstärkung der äusseren Landesverteidigung gefordert. Die Verteidigung von innen wäre viel notwendiger. Sie drängt sich auf und sie ist möglich. Dadurch, dass alles getan wird, dass niemand Hunger leide. Und dann aber auch, dass allen Ausbeutern sozialer und seelischer Not gründlichst das Handwerk gelegt wird.

DIE LÖSUNG

Auch diesmal hat Lord Halifax wieder von dem zukünftigen Neuaufbau Europas gesprochen. Er berief sich dabei auf Daladier und zeigte auf diese Weise, dass England und Frankreich in ihren Plänen einig gehen. Auf Anfrage bestätigte Chamberlain seinerseits gestern im Unterhaus, dass die englisch-französische Zusammenarbeit für die Rekonstruktion Europas nach dem Krieg so eng wie möglich sein werde. Als Basis wird dafür wohl die jüngst realisierte wirtschaftliche Vereinigung gelten.

Es fällt auf, wie vorsichtig sich die verantwortlichen Staatsleute der Alliierten in dieser heiklen Frage ausdrücken. Sie stehen damit im Gegensatz zu ihrer Presse, besonders zur französischen, die sich trotz der Zensur sehr oft in einem Masse vorwagt, dass viele sich fragen, ob damit den wirklichen Interessen der Zukunft gedient ist.

Während nämlich Halifax, Chamberlain und Daladier den Hauptton auf ein neues Völkergefüge legen, in dem auch Deutschland seinen Platz erhalte, allerdings erst, wenn die unterdrückten Völker ihre Freiheit wiedererlangt haben und Europa Vertrauen in die deutschen Versprechen haben kann, gehen die Spekulationen der Presse weiter und endigen sehr oft bei der Zerstückelung auch des alten Reichsgebietes. In Frankreich spielt dabei wie immer die Idee der Sicherheit mit, die ganz ruhig als das französische Problem schlechthin angesehen werden muss. Gewiss spricht Daladier auch davon, und mit Recht, aber bisher hat er noch keinmal die Aufteilung Deutschlands als das einzige Mittel dafür hinge-

stellt. Man darf annehmen, dass dies nicht bloss aus taktischen Rücksichten geschieht.

Manche sind überhaupt der Ansicht, dass die Zerstückelung des alten Reiches ein neuer Fehler wäre, an dem auf die Dauer die Ordnung in Europa und die französische Sicherheit wieder zusammenbrechen würden. Sie sagen so: Einer der Gründe, weshalb Europa nicht zur Ruhe kommt, ist das verschiedene Alter der einzelnen Völker als Nation. England und Frankreich rangen sich schon vor Jahrhunderten zur nationalen Einheit durch und erhielten damit die Möglichkeit aussereuropäische Besitzungen zu erwerben. Infolgedessen sind sie zu statisch-konservativen Staaten geworden, die auf eine weitere völkische und territoriale Expansion verzichten, worin zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche liegen. Andere dagegen, wie Italien und Deutschland, kamen erst viel später zu ihrer nationalen Geschlossenheit. Sie sind deshalb viel ärmer geblieben und haben einen dynamisch-expansiven Charakter sowohl in territorialer als in völkischer Hinsicht. Dieser Altersunterschied begründet einen Teil der europäischen Spannungen. Zugleich beweist die geschichtliche Erfahrung, dass das Bedürfnis nach nationaler Einigung aus einer Art Naturgesetz hervorgeht, dass sie sich also nicht künstlich aufhalten lässt. Ein solcher künstlicher Eingriff aber könnte eine neue Zerstückelung des Reiches sein. Dieselbe würde dessen Reife und darum die Annäherung seiner Mentalität an die der schon älteren Nationen um Jahrzehnte verzögern, also auch die Neuordnung Europas um dieselbe Zeitspanne verhindern. Nur die Befriedigung wirklich begründeter deutscher Forderungen, be-

sonders solcher wirtschaftlicher Art, und die Angleichung der nationalen deutschen Denkart an die der anderen Völker bringen die Lösung. Eine neue Zerstückelung wäre wahrscheinlich bloss der aussichtslose Versuch, die Geschichte zurückzudrehen, und würde deshalb die alten Fragen immer wieder aufwerfen.

Nur so dürfte auch das Problem der französischen Sicherheit lösbar sein. Der jahrhundertelange Kampf zwischen Frankreich und Deutschland hat klar bewiesen, dass die Zerstückelung des Reiches und ein Bündnissystem mit den kleinen Oststaaten gegen Deutschland keine Lösung ist. Diesbezüglich hat ein Franzose selbst das Richtige gesagt, nämlich der heutige Informationskommissar Jean Giraudoux in seinem jüngsten Buch «Pleins Pouvoirs». Er weist darin haarscharf nach, dass das französische Sicherheitsproblem kein aussenpolitisches, sondern ein innenpolitisches ist, und dass die Sicherheit Frankreichs deshalb nicht so sehr von der Schwäche Deutschlands und einem raffinierten Paktsystem abhängt, sondern von der Stärke Frankreichs selbst, das heisst, von seiner Geburtenziffer, seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und seiner politischen und sozialen Einheit.

Für die europäische Neugestaltung ist diese Auffassung von grösster Bedeutung.

WUNDERMENSCHEN

Irgendein Blatt liess sich gestern bestätigen, was es selbst vor einigen Tagen geschrieben hatte, es sei

unverzeihlich, dass unsere Verantwortlichen sich Bagatellen zuwendeten und die grossen Probleme aus dem Auge verlören. Leider sei die Regierung diesen Problemen nicht gewachsen. Es wäre darum die schönste Weihnachtsbescherung unserer Landesfürstin, wenn die Herren der Regierung darauf verzichteten, dem Lande weiter zu dienen und in der Versenkung verschwänden, in der sie doch einmal, und hoffentlich recht bald, verschwinden müssten.

In dem Ton geht es weiter. Die Schaffung einer Währungsdifferenz war ein ökonomisches Monstrum, womit Herr Finanzminister Dupong seiner wirtschaftlichen Inkompetenz wohl ein verfrühtes Denkmal setzen wollte. Die Ära Dupong wird einst zu den bedenklichsten unserer Geschichte gehören. Vergeudung der Staatsgelder, Günstlingswirtschaft, Willkür und Unfähigkeit sind ihre Merkmale. Aber wie könne man Leute bekehren, deren Blick leider über den einheimischen Kirchturm nicht hinausrage (?), und die obendrein von ihrer Presse wie Götzen behandelt würden!

Ich setze das hieher aus Gewissensnot. Die auch unser Land jeden Tag stärker belastenden wirtschaftlichen und sozialen Kriegsprobleme beginnen tatsächlich selbst den besten Köpfen Sorge zu machen. Unsere Regierenden halten seit langem Ausschau nach dem Retter, der mit erleuchtetem Blick alle Fragen durchschaut und mit dem Zauberstab seiner Intelligenz und Erfahrung ihre Lösung verfügt.

Dieser Retter ist nun gefunden. Zwar ist er bis dahin niemandem aufgefallen, so bescheiden und eingezogen war er. Aber das Elend seines Volkes und dessen traurige Führung haben ihm ans

Herz gegriffen. Mit gigantischer Selbstüberwindung hat er seine Bescheidenheit und sein schüchternes Wesen übermannt und stellt sich endlich dem Lande zur Verfügung. Wie eine Sonne wird er in diesen Tagen darüber aufgehen. Dann werden die Schuppen von aller Augen fallen. Er wird damit beginnen, uns Narren von den Bagatellen, als da sind Ernährung, Arbeitsbeschaffung, Kredit- und Budgetfragen, innere und äussere Sicherheit, in die wir uns verkrampft haben, loszumachen, und vor die wirklich grossen Probleme zu stellen, so die Festungsbauten, die Aufrüstung, die Kündigung der Wirtschaftsunion, die völlige wirtschaftliche und politische Isolierung des Landes, die Unterwerfung Belgiens und die Schliessstunde für Wirtshäuser. Wir werden uns dann alle wie Zwerge vorkommen, weil nur er diesen Problemen gewachsen ist. Himmel, welcher Riese! Als Weihnachtsbescherung wird er vor unsern erstaunten Blicken den Kampf mit dem Monstrum der Währungsdifferenz aufnehmen. Als Denkmal für seinen unerhörten Sieg und aus Dank für die Befreiung werden wir gerne die entsprechende Abwertung unserer Löhne und Gehälter und die Verteuerung aller Importartikel tragen. Die damit beginnende Ära wird einst das goldene Zeitalter Luxemburgs genannt. Ihre Merkmale werden sein: Steuerlosigkeit und überfüllte Staatskassen, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Herrschaft der Kompetenz. Das Paradies wird gegen Luxemburg eine Wüste sein. Und alle Festungen des Herrn Prüm werden unsere Nachbarn nicht abhalten, bei uns einzufallen, um an unserm Glück teilzuhaben. Sogar Salomon wird sich wegen seiner Unwissenheit schämen.

Solchermassen wird das Werk des Retters sein, der sich gestern angemeldet hat. Sein Blick «ragt» nicht bloss über den heimischen Kirchturm hinaus, sondern bis an die Grenzen der Erde. In seiner Presse lässt er sich nicht von anderen als Götze behandeln, auch das tut er selbst, wer hätte ausser ihm die nötige Kompetenz dazu? Und wenn er sein Werk bei uns vollendet hat, werden wir ihn den übrigen Völkern leihen, dass er es auch bei ihnen vollbringt. Hoffentlich wird dann nicht ein neuer Krieg dafür entbrennen, wer ihn zuerst erhalten soll.

Das alles setze ich wie gesagt hierher aus Gewissensnot. Unser bedrücktes Volk soll wissen, dass seine Erlösung naht. Es ihm länger verheimlichen, wäre Verbrechen.

Ich habe allerdings auch schon in Ettelbrück, Abteilung Grössenwahn, angefragt, ob genügend Platz vorhanden ist. Mit solchen Wundermenschen weiss man nie....!

SO SPRECHEN KEINE REVOLUTIONÄRE

Auf meine Besprechung der jüngsten Arbeitslosenversammlung und der dabei in Erscheinung getretenen kommunistischen Agitation hat mir unter anderen ein Arbeitsloser geschrieben. Er hat früher eine Rolle in der Bewegung gespielt, dieselbe aber abgegeben, weil er sich der kommunistischen Fuchtel, unter die sie geraten ist, nicht beugen wollte. Seine Mitteilungen bestätigen vollauf, dass der Kommunis-

mus dran ist, in ungestörter Freiheit die Not unglücklicher Menschen zu gebrauchen, um seine verbrecherischen und verräterischen Ziele zu erreichen. Die Arbeitslosen selbst leiden darunter und möchten von diesem Druck befreit sein, weil sie fühlen, dass sie dadurch eher die Reaktion als die Hilfe der anderen Stände hervorrufen.

Sein Urteil scheint mir umso wertvoller als er offen zugibt, nicht auf dem Boden der Rechtspartei zu stehen, mag er auch seit 1915 die Sozialpolitik des Herrn Staatsministers Dupong verfolgen und anerkennen.

Er verbürgt sich dafür, dass die grosse Mehrzahl der Arbeitslosen mit den hier vertretenen Ansichten einverstanden ist. Die Organisation sollte, laut Beschluss der ersten Versammlung, politisch farblos sein. Aber schon das Flugblatt für die zweite, das er mit dem ersten beilegt, verrät in Ton und Inhalt die kommunistische Hetze.

Allerdings kommen in dem Brief auch die Sozialisten schlecht weg, sowohl ihre Organisationen als ihre Vertreter in der Regierung. Besonders bitter scheint der Unterschied zwischen den sozialistischen Versprechen von vor 1937 und der heutigen Wirklichkeit empfunden zu werden.

Psychologisch und sozial ist diese Erscheinung, die sicher nicht vereinzelt dasteht, und mit wachsender Arbeitslosigkeit noch zunimmt, von grösstem Interesse. Sie lässt eine bittere Enttäuschung über bisher angebetete Ideale erkennen und eine Neigung zu Ideen, die allein im Stande sind, eine neue Gesell-

schaft aufzubauen. Es wäre verfehlt und gefährlich, eine solche Stimmung nicht zu beachten. Eine Enttäuschung auch über diese Ideen könnte zur Katastrophe führen.

Es gilt deshalb, gemeinsam zu beraten, was geschehen kann, auch um die seelische Widerstandskraft dieser Unglücklichen zu stärken. Mein Korrespondent möchte von meinem Artikel Gebrauch machen, da er den Arbeitslosen aus dem Herzen geschrieben sei. Er mag es ruhig tun. Er wäre mir auch zu Dank verpflichtet, wollte ich ihm eine Stunde zu eingehenderen Besprechungen widmen. Er soll ohne Weiteres kommen, wir werden unsere Weisheit Zusammenlegen oder jedenfalls unseren guten Willen und unser menschliches Empfinden. Er wünscht ferner für sich und seine Leidensgenossen «ein wenig moralische Hilfe», um mit den Mächten, welche ihr Elend ausbeuten wollen, fertig zu werden. Ich sehe dafür nicht das geringste Hindernis, wenn eine Hilfe dieser Art in meinen Kräften liegt. Dazu bin ich als Mensch und als Christ verpflichtet. Er selbst sage mir, was ich tun kann.

Der Brief beweist auch, dass trotz aller Verbitte- rung viel gesundes Denken in diesem Menschen steckt. Er anerkennt die sachliche und erfolgreiche Unterredung in der Regierung. Seine Auffassung über die Arbeitsermächtigungen für Ausländer und die Rückkehr zur Landwirtschaft sind vernünftig. Besonders schwer trägt er daran, dass es Wohlsituierte gebe, die von der Arbeitslosigkeit nichts wissen wollen und darum hart seien. Auch die Beamten müssten seiner Auffassung nach entgegenkom-

mender sein. Die Stempelprozedur wäre zu vereinfachen. Doch gesteht er selbst, dass auch die Arbeitslosen sich in ihrer Verbitterung gelegentlich zu harten Worten hinreissen lassen.

Solche Menschen verdienen unser Interesse. Sie stehen in einem bitteren seelischen Entscheidungskampf. «Die Frau unzufrieden, die Kinder hungrig, kein Geld, um die Miete zu bezahlen. Wer würde da nicht rabiat? Sollen wir stehlen? Nein, so weit sind wir nicht. Sollen wir betteln? Nein, dann lieber hungern. Mögen die den Fluch auf ihr Haupt nehmen, die haben und nichts geben. Gott sei mein Zeuge, dass ich weder Kommunist noch Sozialist bin. Aber schliesslich läuft das Fass über.»

Wer unter gleichen Umständen friedlicher denken würde, der werfe diesem Menschen den ersten Stein.

Auch ein rührendes Bekenntnis zum Land und seiner Herrscherin legt er ab. «Wir werden nie an unserer Heimat irre, und wenn alle versagen sollten, würden wir uns an die wenden, die Mutter des Volkes ist und sicher ein Herz für es hat.»

So sprechen keine Revolutionäre. «Rot und Blutrot sind Profitmacher auf Kosten der Dummen. Die von Ihnen verlangte Verteidigung von innen ist das grösste Gebot der Stunde. Die Arbeitslosen wünschen nichts als Arbeit und Brot.» Ich habe leider keines von beiden zu vergeben, Ich kann auch keine pompösen Versprechen machen. Aber an meiner schwachen Hilfe zur Bearbeitung der Öffentlichkeit soll es nicht fehlen.

ICH SUCHE NACH EINER ERKLÄRUNG

Ich muss immer darüber staunen, wie bedenkenlos manche Leute bereit scheinen, in diesen Zeiten öffentliche Verantwortung zu übernehmen.

Jeder fühlt am eigenen Leib, wie sich die sozialen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten von Tag zu Tag häufen. Jeder weiss auch, dass deren Beseitigung grösstenteils nicht von uns abhängt, weil dieselben von der internationalen Lage herrühren, dass also in vielen Fällen einfachhin nichts zu machen ist. Dergleichen kann jeder feststellen, dass die meisten von denen, die heute die Führung des Landes und der grösseren Gemeinden in Händen haben, schliesslich nicht gerade die Dümmeren und Schlechtesten sind, die Lösung vieler Fragen also nicht aus Unfähigkeit oder Bosheit verhindern.

Trotzdem bringen es einzelne fertig, im Ton tiefster Überzeugung und unerschütterlichster Sicherheit zu erklären: Die jetzigen Machthaber verstehen aber auch gar nichts; sie sehen nicht einmal die Probleme; sie verplempern ihre und anderer Zeit mit Bagatellen und vertun damit auch die staatlichen Mittel; sie schauen nicht weiter als ihre Nase; sie suchen ihr eigenes und ihr Parteiinteresse; sie kleben an ihrem hohen Gehalt und ihrem Prestige. Darin liegt dann natürlich die andere Behauptung: Nur ich sehe die eigentlichen Fragen; ich kenne auch die richtige Lösung; ich würde die staatliche Gewalt geziemender gebrauchen; ich wäre viel uneigennütziger;

schon jetzt ist übrigens das Volk mit mir und gegen die zur Zeit Regierenden.

Ich weiss nicht, ob mir das normale Selbstbewusstsein abgeht. Ich weiss auch nicht, ob ich zu schwarz sehe und die Schwierigkeiten übertreibe. Aber ich möchte unter den gegenwärtigen Umständen nicht einmal die Leitung der letzten Dorfgemeinde übernehmen, jedenfalls nicht ohne Zögern und Zagen und ohne das tiefgründige Gefühl, auf die Dauer wesentlichen Ansprüchen nicht gewachsen zu sein.

Ich suche deshalb vergebens nach einer Erklärung für die Hemmungslosigkeit, mit der diese Kritiker ihre Dienste anbieten und die Führung sogar formell verlangen. Wie kann ein normaler Mensch behaupten, er habe den Schlüssel zu allen Problemen, die sich heute auch in den kleinsten Staaten stellen? Wie kann er Männern, die ihm an Begabung, Bildung, Erfahrung und Ehrlichkeit zum mindesten ebenbürtig sind, ohne Wimperzucken Unfähigkeit und böse Absichten vorwerfen? Wie kann er nicht zittern vor der Probe, die er erst zu bestehen hätte, und deren Ausgang zum mindesten zweifelhaft ist, selbst wenn er das grösste Genie der Welt wäre? Wie kann er übersehen, dass im Ausland Einzelpersonlichkeiten und starke politische Gruppen, die sich auf breiteste Volksmassen stützen und mit ähnlich selbstsicheren Plänen ans Ruder kamen, kläglichst versagten, ohne dafür bornierter zu sein als er selbst? Wie kann er ferner nicht merken, dass nur er allein und einige Getreue so fest von der Güte seines Könnens überzeugt sind und dass die Mehrheit kopfschüttelnd abseits bleibt, obschon niemand sie zwingt und ihm alle modernen Mittel der Überredungskunst

zur Verfügung stehen? Und wie kann er es als eine gröbliche Beleidigung empfinden, wenn man ihn auch nur daran erinnert, dass dies eine lächerliche Überheblichkeit ist, während er sich selbst mit denkbar grösster Selbstverständlichkeit das Recht nimmt, Leute – ich wiederhole – von mindestens gleicher Begabung, Bildung, Erfahrung und Ehrlichkeit ungefähr jeden Tag Dummköpfe, Tolpatsche, Profiteure und weiss Gott, was noch, zu nennen?

Wer mir diese Psychologie erklären könnte, wäre ein grosser Meister. Oder tun diese Menschen nur so, weil sie wissen, dass sie keine Verantwortung zu übernehmen brauchen? Ihre Verantwortungslosigkeit wäre dann nur noch verbrecherischer.

WILLST DU NICHT MEIN BRUDER SEIN

Denkt euch, es hat mir auch ein leibhaftiger Kommunist geschrieben und sogar keiner von den Geringen. Er nennt mich einen sehr geehrten und sehr gelehrten Herrn und einen selbstzufriedenen, desinteressierten Ewigsatten, versichert mich aber zum Schluss seiner «wirklichen Wertschätzung.»

Mein Korrespondent aus der Arbeitslosenbewegung, den ich übrigens inzwischen persönlich kennengelernt habe, kommt bedeutend schlechter weg. Er ist der «vollendete Typus des Lumpenproleten, ein politischer Hanswurst und demagogischer Possenreisser» und sein Bekenntnis zum Land und zur Dynastie «ein hündischer und speichelleckerischer Erguss

mit allen wünschenswerten Zeichen vollständiger Zerknirschung und konjunkturangepasster Reue.»

Ich hatte bisher gedacht, bei den Leuten des «Proletarier aller Länder, vereinigt euch», sei eine solche Sprache ausgeschlossen. Besonders dachte ich immer, für sie sei ein Arbeiter ein Arbeiter und ein Arbeitsloser, ganz gleich welcher weltanschaulichen und politischen Anschauung, habe sogar ihre grösste Sympathie. Ich stelle deshalb nicht ohne Schrecken fest – vergleiche Finnland – dass selbst für Leidensgenossen der kommunistische Spruch gilt: «Willst du nicht mein Bruder sein, schlag ich dir den Schädel ein.» Einen authentischeren Beweis als den Brief des Kommunistenführers an meine Adresse könnten die Arbeiter nicht erhalten. Sie sehen daraus, dass es im kommunistischen Paradies grössere Kirchhöfe gäbe auch mit Arbeitergräbern.

Aber noch einige andere Dinge werden aus dem Briefe klar. Ich hätte nicht einmal geglaubt, dass unsere Kommunisten so brutal offen seien.

Dass die schlichte Treuerklärung zu Heimat und Herrscherhaus ein «hündischer und speich eileckerischer Erguss» betitelt w'rd, zeigt ungeschminkt, wie der Kommunismus über beide denkt und dass er jeden Augenblick entschlossen ist, sie schmähdlich zu verraten, dass er also auch an diesem Verrat arbeitet. Dafür aber beruft er sich auf Demokratie und Freiheit und das Land gewährt ihm grossmütig Schutz, damit er seine Judastat doch ungestört vollbringen kann.

Klar ist zweitens, dass der Kommunismus die Arbeitslosenbewegung für seine Zwecke missbraucht. In dem Brief wird das nicht nur nicht geleugnet,

sondern offen zugegeben. Es heisst darin: «Als Kommunist, als Mitglied der dritten Internationale, worauf ich stolz bin, dulde ich nicht, dass in den Versammlungen die Leute durch törichte, unüberlegte Phrasen zu Ausbrüchen gereizt werden, die sich gegen die kommunistische Partei Luxemburgs richten.» Diese Herren monopolisieren also schon jetzt die Arbeitslosenbewegung. Sie greifen darin das Land, die Dynastie, die Regierung, die Arbeiterorganisationen und überhaupt alles an, was ihnen nicht passt, aber sie dulden nicht die geringste Kritik gegen sich selbst. Man traut bei einer solchen Anmassung seinen Augen und Ohren nicht.

Ihre Taktik ist folgende: In allen grösseren Zentren und sogar in den Landgemeinden, wo vorläufig erst wenige Arbeitslose sind, werden sogenannte Komitees gegründet, die von der kommunistischen Parteileitung abhängen. Da diese damit rechnet, dass die Zahl der Arbeitslosen wächst und dass dieselben dann automatisch zu den bestehenden Organisationen stossen, hofft sie, dadurch allmählich eine mächtige und durch die Not stark revolutionäre Arbeitermasse zur Verfügung zu haben, mit der sie gegen die Gewerkschaften und die öffentlichen Instanzen operieren kann. Das Land soll unauffällig mit einem Netz von kommunistischen Zellen überzogen werden.

Ich sage unauffällig. Das ist auch der Grund, weshalb in den Versammlungen der Arbeitslosen kein Widerspruch geduldet wird. Die Öffentlichkeit soll nicht erfahren, dass es sich um eine kommunistische Aktion handelt. So ist auch der Satz des Briefes zu verstehen, der von törichten und unüberlegten

Phrasen spricht, die sich gegen die kommunistische Partei richten könnten. Für einmal sind die Kommunisten gegen allen äusseren Lärm, gegen jede Manifestation, aus Angst, die Partei würde sich unliebsam bemerkbar machen und verboten werden. Zum Schlag nach aussen soll erst geschritten werden, wenn im Geheimen genügend Posten besetzt sind. Das Manöver ist also leicht zu durchschauen. Die Not der Arbeitslosigkeit soll dem Kommunismus zu dem Anhang und der Macht verhelfen, die ihm bisher versagt waren.

Der Brief meines neuen Korrespondenten ist deshalb ein wertvoller Beitrag für die Ansicht, dass wir den Kommunisten mehr als je auf die Finger sehen müssen. Die Arbeitslosen dürfen ihnen unter keinen Umständen überlassen bleiben. Ihre Aktion muss gebrochen werden, sowohl durch Arbeitsbeschaffung als durch resoluten Zugriff gegen ihre verätherischen Wühlereien.

IN TON UND INHALT GLEICH

Nun habe ich auch noch einen Brief vom Komitee der Arbeitslosenbewegung erhalten. Ich fange an, mir auf meine Tagebücher nicht wenig einzubilden. Vor allem hatte ich nicht geglaubt, dass sie bis soweit jenseits der politischen und weltanschaulichen Barrieren Beachtung fänden. Oder ist das nur in dieser speziellen Frage der Fall, weil sie die Zirkel gewisser Leute, die lieber nicht an die Oberfläche kämen, zu stören beginnen?

Auch diesmal findet mein erster Korrespondent keine Gnade. Er habe in dem Komitee nie eine führende Rolle gespielt, seine Mitarbeit sei sogar abgewiesen worden. Er sei ein feiger und hinterlistiger Spitzel, ein Verräter und agent provocateur, stehe im Dienst einer bestimmten Partei und suche durch seine wilde und blutrünstige Rederei die Organisation der Arbeitslosen in seine und seiner Auftraggeber Hände zu spielen, um sich selbst einen gut bezahlten Posten zu verschaffen. Seine Aufforderung zu nutzlosen Demonstrationen würde sicher zu Zusammenstößen und zur Niederknüppelung der Arbeitslosen geführt haben. Von einer kommunistischen Fuchtel könne schon deshalb keine Rede gehen, weil mein Korrespondent selbst in einem Artikel an die Presse deren Vorhandensein geleugnet habe.

Mir fällt an diesem Schreiben auf, dass es dem des Kommunistenführers, das ich gestern besprach, in Ton und Inhalt gleicht und mit denselben Argumenten operiert. Es muss also zwischen beiden eine sehr nahe Verwandtschaft bestehen, die den Verdacht kommunistischer Machenschaften unter den Arbeitslosen nur verstärkt.

Das Komitee hatte übrigens Pech, dass seine Epistel mir erst nach der andern zukam. In dieser erklärt nämlich ihr Verfasser, ein wirklich anerkannter Oberbonze der Kommunisten, er dulde nicht, dass in den Arbeitslosenversammlungen Dinge gesagt würden, die sich gegen die kommunistische Partei richten könnten. Soweit ich weiss, ist dieser Herr nicht arbeitslos. Was hat er also in den Versammlungen zu tun? Und woher nimmt er besonders das

Recht, etwas darin zu dulden oder nicht? Das sieht unheimlich nach einer Fuchtel aus, selbst wenn andere als er am Komiteetisch sitzen.

Dass mein Korrespondent in einem Artikel an die Presse den kommunistischen Einfluss gegen einen Angriff von Seiten der Sozialisten bestritt, beweist nichts. Dies geschah nämlich schon am 6. November, das heisst, gleich zu Anfang der Bewegung, als diese noch tatsächlich farblos schien und deshalb niemand Grund hatte, dieselbe anzugreifen. Aber seither ist vieles geändert. Schon die Flugzettel der nachfolgenden Versammlungen verraten deutlich die kommunistische Hetze. Sie stammen auch aus der Offizin, die alles kommunistische Material liefert. Besonders aber lässt sich die Tatsache, dass sehr beschäftigte und einkommensichere Kommunisten in den Versammlungen das grosse Wort führen und dabei nichts Missliebigeres dulden, nicht durch den Hinweis auf diesen Presseartikel aus der Welt schaffen.

Darum kommt es gar nicht darauf an, welcher Art die Personalien und Pläne meines Korrespondenten sind. Dieselben ändern nichts an den eben geschilderten Gegebenheiten und noch viel weniger vermindern sie die Berechtigung meiner Aktion, die übrigens ohne Rücksicht auf jedwede Anregung von aussen begonnen wurde und fortgesetzt wird.

Doch zeigt sich gerade hier, dass die Kommunisten trotz aller Beteuerungen ein schlechtes Gewissen haben. Weshalb plötzlich diese Angst vor der Öffentlichkeit und angeblich nutzlosen Demonstration? Ich glaube nicht, dass eine wirklich ruhig verlaufene Kundgebung, mag sie auch keinen Zweck haben, zu einer Niederknüppelung der Arbeits-

losen führen würde. Man fürchtet also zweifellos, den wahren Charakter der Bewegung zu verraten, weil bei solchen Manifestationen, die der Kommunismus im gewöhnlichen bei viel geringfügigeren Gelegenheiten organisiert, die kommunistischen Führer ebenfalls auftreten und reden müssten, ihr Manöver also verraten würden. Stattdessen ziehen sie vorläufig vor, wie ich gestern zeigte, im Geheimen zu wirken und das Land mit einer Kette von ihnen willfähigen Komitees zu überziehen, die als Sammelpunkte aller Arbeitslosen funktionieren sollen.

Die Wut, die nun gegen einen meiner Zufallskorrespondenten von allen Seiten entfesselt wird, kann mich deshalb nicht bestimmen, meine Ansicht zu ändern und meine Aufklärungs- und Abwehrarbeit einzustellen. Im Gegenteil.

IM SCHIEFEN LICHT

Wieder ein Brief aus der Arbeitslosenbewegung. Von der Arbeitslosen Vereinigung Luxemburgs diesmal. Der Name des unterschreibenden Sekretärs ist leider unleserlich. Schade! Was er sagt, ist nicht unvernünftig, beruht zum Teil aber auf einem offensibaren Missverständnis. Nur liegt darin ein Beweis mehr, mit wieviel Recht ich die Frage hier angeschnitten habe, und welch weithallendes Echo sie weckt. Auch der Beweis, wie wenig die Arbeitslosen darauf halten, mit den Kommunisten verwechselt zu werden.

Es freut mich, dass die Luxemburger Vereinigung mit meinem ersten Artikel zufrieden war, weil

derselbe gezeigt habe, dass ich die Lage der Arbeitslosen verstehe und die öffentliche Meinung dafür zu gewinnen suche. Das ist tatsächlich meine Absicht. Ich möchte wirklich, dass die andern Stände deren Not begreifen und bereit seien, die Opfer zu bringen, die eventuell zu ihrer Linderung von ihnen verlangt werden. Es wäre ein Hohn auf Wahrheit und Aufrichtigkeit, wenn die nationale Solidarität, von der ein ganzes Jahr in den höchsten Tönen Rede ging, nun, da es ernst wird, versagen sollte.

Umso mehr muss ich staunen, dass es in dem Schreiben heisst, das Tagebuch vom letzten Samstag sei gegen die Arbeitslosen gerichtet. Ein fremder Einfluss mache sich darin zu ihrem Schaden geltend, und ich hätte meine Ansicht über sie geändert. Und wieder fallen Hiebe für meinen ersten Korrespondenten ab.

Wie kann jemand so unverzeihlich voreingenommen sein? In meinem ersten Artikel habe ich die Sache der Arbeitslosen unterstützt und die deutlich sichtbaren Intrigen der Kommunisten gebrandmarkt. In dem zweiten tat ich genau dasselbe und nichts mehr. Dass ich mich dabei auf die Korrespondenz eines Arbeitslosen stützte, spielte nicht die geringste Rolle, besonders weil ich nur die Stellen zitierte, die den Arbeitslosen im Allgemeinen ausserordentlich günstig waren. Ich zeigte damit, dass ihre Forderungen massvoll seien, dass sie treu zum Lande hielten und dass man ihre teilweise Verbitterung verstehen und entschuldigen müsse. Ich bitte dringend, meine Ausführungen nachzulesen. Irgendwelche Extravaganzen zu billigen, fiel mir im Traume nicht ein. Dass auch mein Korrespondent vom kom-

unistischem Einfluss sprach, bestätigte höchstens meine schon im ersten Tagebuch geäußerte Meinung, war für mich jedoch absolut nichts Neues.

Nur ist mir jetzt noch klarer als gestern und vorgestern, dass die Arbeitslosen selbst unter sich nicht einig sind, oder dass sie wenigstens meine Stellungnahme im selben schiefen Licht beurteilen, in dem mein Korrespondent zu Recht oder Unrecht bei ihnen steht. Das ist bedauerlich. Dieser Streit geht mich nichts an. Und ich wiederhole, dass ich aus dem Brief meines Korrespondenten nur Dinge zitiert habe, die den Arbeitslosen in der Öffentlichkeit nutzen können. Wenn sie etwa fürchten, von mir oder einer andern Stelle aus würde mit dessen Hilfe eine Gegenaktion inszeniert, sind sie durchaus im Irrtum. Ich habe lediglich einem Wunsch entsprochen, der nachträglich in dem Schreiben der Luxemburger Vereinigung offen zum Ausdruck kam und der dahin geht, dass die Arbeitslosen auch Vertreter anderer Parteien als der kommunistischen in ihren Versammlungen sehen und hören möchten. Ich habe nämlich tatsächlich die Anregung gemacht, dass das geschehe und zwar durch wirkliche Arbeitervertreter. Auch darin stimmen wir also vollkommen überein.

Leider liegt in dem Schreiben ein Widerspruch. Es heisst: «Wir haben mit Politik überhaupt nichts zu tun, und wir wollen auch in Zukunft nichts damit zu tun haben.» Dieser Standpunkt ist lobenswert. Dann aber heisst es: «Wenn nun in unserer Versammlungen ein Kommunist das Wort verlangt, so muss er es erhalten.» Diese Auffassung wird mit dem Recht auf freie Meinungsäußerung begründet. Ich

frage: Wie könnte dann vermieden werden, dass die Arbeitslosenbewegung eine politische Färbung erhält? Besonders deshalb, weil es sich nicht um einfache kommunistische Arbeitslose handelt, sondern um die kommunistischen Parteiführer, deren Pläne und Intrigen bekannt sind. Die öffentliche Meinung kann das unmöglich übersehen und daraus eine andere Schlussfolgerung ziehen als die, dass die Kommunisten die Arbeitslosenbewegung für ihre Zwecke missbrauchen. Wenn das Komitee sich konsequent wäre, würde es, gerade weil andere Parteivertreter, wahrscheinlich aus Rücksicht auf den unpolitischen Charakter der Bewegung, fehlen, den Kommunisten sagen, ebenfalls zu Hause zu bleiben. So aber muss die Öffentlichkeit kopfscheu werden, und weil sie, nach den Leistungen des Kommunismus in den letzten Monaten, nicht gewillt ist, sich viel von ihm bieten zu lassen, haben die Arbeitslosen den Schaden davon.

Ich glaube, diesen Rat sollten sie in ihrem eigenen Interesse annehmen. Sie werden sonst eher auf den Widerstand als auf die Hilfe der anderen Stände stossen. Übrigens weiss ich bestimmt, dass die Rechtspartei und die christlichen Gewerkschaften, auch wenn sie, wahrscheinlich gerade wegen der kommunistischen Machenschaften, bisher nicht in den Versammlungen vertreten waren, sich deshalb nicht weniger für die Frage der Arbeitslosigkeit interessieren. Ich weiss auch, dass sie darin schon jetzt mehr getan haben, als die Kommunisten und sogar die Arbeitslosenbewegung selbst je tun können. Wäre es deshalb nicht am klügsten, diese würde sich wirklich von aller Politik fernhalten, jedenfalls von den

Kommunisten, und die zuständigen politischen Gruppen mit ihren Wünschen befassen?

POLITISCHE KRITIKER

Einer, der sich von meiner Ironisierung der masselosen politischen Kritik getroffen fühlte, obschon von ihm nicht Rede ging, antwortete mir dieser Tage: «Es ist falsch, dass der Kritiker durch die Tatsache seiner Kritik sich selbst empfehle.... Wie wäre es, wenn etwa jeder Musikkritiker müsste besser machen können als der Musiker, den er kritisiert, oder wenn jeder Kunstkritiker den Pinsel oder Meißel ergreifen müsste, um zu beweisen, dass er es besser machen kann, als derjenige, dessen Arbeiten er seiner Kritik unterzieht?»

So vernichtend diese Replik sein soll, so oberflächlich ist sie in Wirklichkeit.

Gewiss empfiehlt sich nicht jeder Kritiker durch die bloße Tatsache seiner Kritik, um an die Stelle derer aufzurücken, die seine Zustimmung nicht finden. Doch ist ebenso falsch, zu behaupten, kein Kritiker tue das durch die bloße Tatsache des Kritisiereus. Das hängt nämlich ganz und gar von der Art und dem Inhalt der Kritik ab. Wer aber immer wieder erklärt oder erklären lässt, eine Regierung sei die fleischgewordene Unfähigkeit und das Unglück des Landes, sie müsse deshalb baldmöglichst in der Versenkung verschwinden, dessen Kritik ist bereits nicht mehr bloße Kritik, sondern ein Todesurteil, und sieht sehr nach einem «ôte-toi de là pour que je

m'y mette» aus, selbst wenn keine anderen Umstände ihren Sinn präzisieren.

Solche präzisierenden Umstände liegen jedoch in diesem Falle vor. Erstens ein allgemeiner: Eine politische Opposition hat erfahrungs- und definitionsgemäss den Zweck, die Regierung, die sie bekämpft, zu stürzen und an ihre Stelle zu treten. Die Tatsache, dass sie gelegentlich mit der Majorität stimmt, ändert daran nichts und erklärt sich immer daraus, dass es sich um Gesetze handelt, gegen die auch die Opposition aus Wahrücksichten nicht stimmen kann. Sonst und in Bezug auf die allgemeine Politik besagt Opposition und Verweigerung des Vertrauens Stürzung und Ersetzung der Regierung. In allen Parlamenten der Welt wird denn auch die Opposition, wenn sie ein Kabinett zu Fall gebracht hat, mit der Neubildung betraut.

Zweitens ein besonderer: Dieselben Kritiker verlangen unaufhörlich die Bildung einer sogenannten nationalen Regierung mit Ausschluss der heutigen Parteiminister und der Parteien überhaupt. Das kann nur heissen, dass sie selbst oder ihre Vertrauensmänner entweder ein ganz neues Kabinett bilden oder sich wenigstens an dem bestehenden irgendwie beteiligen möchten.

Wenn dem aber so ist – und es ist so – dann trifft der Vergleich mit dem Musik- und andern Kunstkritikern nicht zu. Diese wollen tatsächlich nur kritisieren und nicht die Rolle der kritisierten Künstler übernehmen. Darum kann auch niemand von ihnen verlangen, dass sie Pinsel und Meissel besser handhaben müssen als die Künstler. Wer aber eine Partei oder politische Gruppe bildet, wer durch Presse und

Versammlung für wachsenden Anhang wirbt, wer seine parlamentarische Vertretung in jeder Wahlperiode zu vergrössern sucht, der will offenbar nicht bloss kritisieren, sondern strebt nach der politischen Macht und der muss bestimmte Regierungspläne haben, muss also wissen, wie man es besser macht, und zwar nicht erst in dem Augenblick, wo er die Macht übernimmt, sondern schon bei der Parteigründung und während seiner Werbeaktion. Gründet er aber eine politische Bewegung, wirbt er um Anhang, speziell durch seine Kritik am Bestehenden, geht er im Parlament in Opposition, und strebt er auf diese Weise nach der Macht ohne zu wissen, wie er es besser machen könnte, so ist er ein ganz ordinärer und verantwortungsloser Demagog.

Man lasse also den Vergleich mit den Kunstkritikern hübsch bleiben. Er hinkt nicht nur wie alle Vergleiche, sondern ist durchaus unbrauchbar. Sein Fehler liegt darin, dass praktische Politiker eben keine blossen Kritiker sind.

Übrigens muss sogar ein solcher wenigstens theoretisch wissen, wie «man es besser macht», wenn er praktisch auch nicht im Stande ist, seine Idee oder sein Gefühl mit Pinsel, Meissel oder Musikinstrument zum Ausdruck zu bringen. Denn der Begriff Kritik schliesst definitionsgemäss den Vorschlag zum Anders- und deshalb zum Bessermachen ein. Wenn ich nämlich sage: «Etwas ist nicht gut so», sage ich zugleich: «Es wäre besser anders», wie überhaupt der gedankliche Untergrund jeder Kritik der Vergleich zwischen einem erkannten besseren Ideal und der schlechteren Wirklichkeit ist. Er muss ferner den Beweis liefern, dass seine Auffassung die richtige ist;

denn die bloße Tatsache, dass einer sich Kritiker nennt oder auch als solcher anerkannt ist, genügt nicht, um darzutun, dass er auch in jedem Falle recht hat.

Wo aber haben unsere heutigen politischen Kritiker ihr Unfehlbarkeitspatent her? Wann haben sie je den Beweis geliefert, dass sie wenigstens theoretisch wissen, wie man es besser macht? Nicht nur das. Sie gestehen jetzt, ins Gedränge getrieben, selbst ein, dass sie nichts Besseres wissen und dass die heutige Regierung in der Versenkung verschwinden müsste, ohne dass sie sagen können, was sie an deren Stelle tun würden, oder, – weil sie ja nicht Minister werden wollen – was überhaupt zu tun wäre.

So sehen die Argumente dieser Leute aus, wenn man sie unter die Lupe auch nur der elementarsten Logik nimmt. Treffender liesse sich die negative, unsachliche, unkompetente und selbstbezweckte Kritik, die sie treiben, nicht definieren.

VÖLKISCHE PROBLEME

Neulich war ich zu Besuch in einer Landgemeinde von mehr als tausend Einwohnern. Im Gespräch über Krieg, Wirtschaft, soziale Verhältnisse und die Lage im Allgemeinen kam die Rede auch auf die völkischen Probleme, die sich bei uns stellen. Dabei fiel dann das Bekenntnis: In unserer Ortschaft waren letztes Jahr ein gutes halbes Dutzend Geburten und mehr als zwei Dutzend Sterbefälle.

Es handelt sich, wie gesagt, um eine Landgemeinde. Doch besteht die Bevölkerung zu einem starken Prozentsatz aus Arbeitern und Beamten.

Man darf solche Fälle natürlich nicht verallgemeinern, aber sie sind trotzdem typisch und erschreckend und sicher nicht vereinzelt. Leider werden sie nicht dadurch behoben, dass immer wieder auf die Gefahr, die sie bilden, hingewiesen wird. Aber sie verschweigen und kritiklos hinnehmen, ist noch viel weniger eine Lösung.

Welche Verschlechterung werden dadurch der Krieg und seine Folgen bringen? Wenn solche Zustände schon möglich waren in einer Zeit normaler oder doch nicht allzu schlechter Wirtschaftsbedingungen, was werden dann erst Not und Sorgen um die Zukunft an verheerenden Wirkungen haben? Wirkungen, die zum Teil, besonders wegen der übernommenen Gewohnheiten und der weiter geschwächten Moral, nie wieder gutzumachen sind.

Wie werden deshalb, bei dieser Entwicklung, unsere Städte und Dörfer einst aussehen?

Natürlich verweist jeder sofort auf die schon übermäßige Arbeitslosigkeit, die sogar vor dem Krieg nicht ganz zu beheben war und die wegen der verfahrenen Weltwirtschaft beim besten Willen nicht von den einzelnen Ländern, besonders nicht von den kleinen, behoben werden kann.

Niemand wird das vollständig abstreiten. Aber auch die Weltwirtschaftskrise und die Arbeitslosigkeit sind zum Teil auf einen Mangel an Konsumenten zurückzuführen. Daher rührt die grösste Schwierigkeit des Absatzes. Mehr Konsumenten würden im Verein mit einer besseren nationalen und interna-

tionalen Organisation der Produktions- und Einkommensverteilung Wunder wirken.

Doch davon abgesehen. Bei uns, wie übrigens auch bei manchen andern Völkern, ist die Arbeitslosigkeit nur die Folge einer schlechten Verteilung der eigenen Kräfte. Denn im gewöhnlichen haben wir in der Landwirtschaft und der Grossindustrie Mangel an Arbeitern und müssen dafür Fremde hereinnehmen. Das heisst, unser Land könnte bedeutend mehr einheimische Menschen ernähren, wenn sie da wären und entsprechend verteilt würden.

Aber sie sind erstens nicht da und zweitens drängen von den vorhandenen übermässig viele zu geistigen oder sonstigen Berufen. Auch das ist schon zum Teil eine Folge des verringerten Nachwuchses und darum der grösseren finanziellen Mittel, die das Studium ermöglichen, und es wird zugleich wieder die Ursache derselben Erscheinung sein. Völkisch treibt die Entwicklung also bei uns zu einer Überwucherung der geistigen und verwandten Berufe mit schwachem Nachwuchs und möglichst geringer Vermögensteilung, mit der Tendenz des immer höheren sozialen Aufstieges und der dauernd zunehmenden Vermögensbildung. In andern Worten: Wir laufen Gefahr, in geistiger und sozialer Hinsicht eine Art Herrenvolk zu werden, das keine genügend breite, produktiv arbeitende und auch konsumierende Unterschicht mehr hat und dafür Fremde braucht.

Diese Gefahr ist nicht zu verkennen. Völkisch führt sie zu einer Überfremdung und darum zur Aushöhlung des Luxemburgertums, und sozial zu einem Missverhältnis der Vermögenswerte, das die

grössten Spannungen zur Folge haben kann, besonders, weil der Nachwuchs gerade in den unbemittelten Schichten oft noch am stärksten, die Vermögensverteilung also am häufigsten ist. Unser Volk droht somit in absehbarer Zeit noch mehr auseinander zu geraten, eine Entwicklung, die durch das fremde Element in den unteren Klassen noch beschleunigt und bedenklicher wird.

Die Lehre, die sich daraus ergibt, ist folgende: Mehr eigener Nachwuchs, rationellere Verteilung der Arbeitskräfte sowie bessere Verteilung des nationalen Einkommens und Vermögens. An der Spitze steht die Frage des Nachwuchses, die beiden anderen Forderungen hängen davon ab und können sogar weitgehend nur dadurch gelöst werden.

ENTTÄUSCHTE SOZIALISTEN

Soll wahr sein, was in diesen Tagen einer als seine Erfahrung und Überzeugung erklärte, die Völker, auch das unserige, würden nur unter dem Zwang äusserer Verhältnisse zu besserer Einsicht und zu gesünderen Lebensauffassungen zurückkehren? An Erziehungsmöglichkeiten durch Wort und Schrift glaube er nicht mehr. Man könne predigen, so viel und auch so schön man wolle, es helfe nichts, nur die Not, der keiner entgehe, sei im Stande, eine Wendung herbeizuführen.

Und er gab Beispiele aus unserm wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Leben. Wie könne man z.B. durch Überredung Arbeitslose aufs Land bringen. Wie könne man die Massen zum Sparen und zu

einer genügsameren Lebenshaltung veranlassen. Wie könne man vielen Eltern klarmachen, dass sie auch für ihre erwachsenen Kinder sorgen müssen, und vielen Kindern, dass sie für ihre Eltern aufzukommen haben. Wie könne man den übermässigen Andrang zum Studium, zu den freien Berufen, den öffentlichen und privaten Beamtenstellen, zu den Geschäftskarrieren und andern Erwerbszweigen abstoppen, alles Erscheinungen, die das Gleichgewicht auch unseres Volkes in gefährlicher Weise störten.

Der so sagte, war ein Sozialist und keiner von den Geringen. Auch keiner, der sich nur theoretisch mit wirtschaftlichen und politischen Fragen abgibt.

Ich war über seine Schlussfolgerungen begreiflicherweise nicht wenig erstaunt. Dass dieselben viel Richtiges enthalten, ist nicht zu leugnen, mochte die sichtliche Enttäuschung, aus denen sie hervorgingen, auch etwas übertreiben. Ich erlaubte mir, darauf zu bemerken, dass es indes der Sozialismus war, der vielleicht am stärksten an die natürliche Güte und Erziehbarkeit des Menschen geglaubt hatte und deshalb bewusst die Zustände herbeiführen half, die mein Gesprächspartner nun so lebhaft bedauert und deren Änderung er nur von einer durch die Verhältnisse aufgezwungenen Notwendigkeit erwartet. Das besonders auch, weil der Sozialismus ungeheuer viel zur Entchristlichung der Massen beigetragen hat, und dadurch die besten inneren Voraussetzungen einer Umkehr vernichtete. Diese sämtlichen Probleme, vor denen er nun selbst jeden Tag ohnmächtig stehe, seien nämlich letzten Endes solcher geistiger und sittlicher Natur, und darum religiöse Pro-

bleme, die von aussen keine definitive Lösung finden können.

Er gab mir nicht offen Beifall, aber auch nicht Unrecht. Wie seit langem nicht mehr, war mir klar, dass der Sozialismus sich mit seiner unrealistischen Auffassung des Menschen selbst den Boden für jede wirksame Verbesserung der sozialen Unzulänglichkeiten unserer Gesellschaft entzogen hat und dass er deshalb nur einen Schritt von der äusseren Zwanganwendung entfernt ist. Denn die Not eines Krieges und seiner Folgen, die zeitweise zur Besinnung zwingen können, was dazu durchaus unsicher ist, schaffen aus sich keinen inneren Wandel. Zu einer dauernden Abkehr von den falschen Lebensformen wäre deshalb ein dauernder äusserer Druck erfordert, sei es in Gestalt misslicher Wirtschafts- und international politischer Verhältnisse, sei es in der eines innenpolitischen Zwangsregimes. Die Entwicklung hierzu, die der Sozialismus in einzelnen Ländern durchgemacht hat, braucht einen darnach nicht mehr Wunder zu nehmen.

Darum sind die Schlussfolgerungen dieses enttäuschten Sozialisten falsch, sie würden sogar zu neuen Katastrophen führen. Der äussere Zwang hat nur geringen erzieherischen Wert. Sobald er nachlässt, taucht das alte Übel wieder auf, sogar in verstärktem Masse. Haben wir es nicht nur Genüge nach dem letzten Krieg erlebt? Deshalb gibt es nur eine Rettung: Erkennen, dass der Zusammenbruch unserer Welt von der falschen Auffassung des Menschen und der Zerstörung der höchsten Glaubens- und Sittenwerte herrührt, und von hier aus für die Schaffung einer neuen geistigen Haltung ansetzen.

So sehr wir im Christentum die natürliche Neigung des Menschen zum Bösen betonen, solange der Sozialismus und andere seine natürliche Güte preisen, so sehr glauben wir nun an denselben, da der Sozialismus angesichts der Katastrophe an ihm verzweifelt.

VERHETZUNG

Ich muss noch einmal auf die Verhetzung der öffentlichen Meinung durch gewissenlose politische Kritiker zurückkommen. Die Frage ist ausserordentlich wichtig. Die Zeiten sind aus sich aufgeregter und schwer genug. Jede künstliche und nur eigenen Zwecken dienende Verwirrung der Geister kann darum nicht scharf genug verurteilt werden.

Es wurde mir nämlich geantwortet, es sei nicht wahr, dass jede Opposition nach der Gewalt strebe. Man könne sich im Gegenteil in der Demokratie leicht Leute vorstellen, die sich damit begnügen, ihren guten Rat zur Führung des Landes beizutragen. Nach bestem Können und Wissen die Regierenden vor Fehlern zu warnen und ihnen gar, wenn sie sich nicht bessern wollten, den uneigennütigen Rat zu geben, im Interesse des Volkes lieber ihrer Wege zu gehen.

Damit soll natürlich gesagt sein, mehr wollten auch die Kritiker unserer jetzigen politischen Führung nicht; ihre masslose Demagogie – was ist z.B. die Forderung, jeder Minister müsse sich mit dem Einkommen seines früheren Berufes begnügen, an-

ders? – sei also berechtigt und das Volk dürfe ruhig auf diese Weise unzufrieden gemacht werden.

Aber welche Logik wieder! Neulich hiess es, in offener Verlegenheit, der Kritiker, auch der politische, «brauche es nicht besser zu wissen» als derjenige, den er kritisiert. Und weiter hiess es, niemals hätten sich unsere Kritiker als unfehlbar hingestellt, gerade dadurch unterschieden sie sich sogar vorteilhaft von den derzeitigen Ministern. Und trotzdem warten sie heute wieder auf mit guten Ratschlägen für die Führung des Landes, gemäss denen die Regierenden sich bessern müssen, andernfalls sie ihrer Wege zu gehen haben. Also: Bald wissen sie es nicht besser und brauchen es sogar nicht besser zu wissen, um das Recht auf Kritik zu haben, und dann wissen sie es doch besser und halten ihre Weisheit öffentlich zu Markt. Einmal sind sie nicht unfehlbar, sie fühlen sich, gibt man ihnen diesen Titel, sogar schwer beleidigt, und sind somit selbst ihrer Sache nicht sicher, und trotzdem verlangen sie dass andere verschwinden, die zwar auch nicht unfehlbar sind, aber doch mindestens genauso einsichtig, weil sie über wenigstens dieselbe Begabung, Erfahrung, Uneigennützigkeit verfügen.

Tatsächlich geht es hier auch um die Aufrichtigkeit. Wer es nämlich fertig bringt, selbst unter den heiligsten Schwüren zu beteuern, dass seine Ansicht nicht unbedingt richtig sein müsse, und trotzdem den Kopf anderer verlangt, weil die ihrige unfehlbar falsch sei, bei dem klappt entweder etwas nicht im Denkkapital, oder er ist von einer direkt schmachvollen Doppelzüngigkeit. Man müsste ver-

zweifeln, wenn unser Volk sich durch solche Manöver irreführen liesse.

Ähnlich ist auch die Behauptung, nicht jede Opposition strebe nach der Macht, zu beurteilen. Ich kenne keine Opposition dieser Art, es müsste sich denn um eine handeln, der durch bestimmte Umstände jede Aussicht genommen ist, je genügend stark zu werden, dieses Ziel zu erreichen. In dem Fall wären die Trauben nur zu sauer. Wer aber alle Tage des Jahres erklärt, das Volk werde einmal erwachen, was soviel heisst wie, es werde sich hinter ihn stellen, und wer unaufhörlich eine nationale Regierung mit Ausschluss der Parteien fordert, der will nicht nur ans Ruder kommen, sondern er knirscht vor Ungeduld und Wut, dass es nicht schon längst geschehen ist. Nur so erklärt sich auch, weshalb ihm sogar in Kriegszeiten alle Mittel der Kritik und Demagogie recht sind.

Wie aber erst die Fälschung begreifen, die in folgendem Satz liegt: «Selbst wenn wir im Rahmen der demokratischen Gepflogenheiten zur Macht streben, wie kommen Sie dann dazu, ein solches Streben verrückt, verbrecherisch und noch verbrecherischer zu bezeichnen?»

Hatte ich so geschrieben? Niemals. Auf die lächerliche These, politische Kritiker brauchten «es nicht besser zu wissen» als ihre Opfer, sagte ich: Wer eine Partei gründet, – was ich prinzipiell mit keinem Wort verurteilte – wer um Anhang wirbt und seine Kammerfraktion Schritt für Schritt zu erweitern sucht, besonders mit Hilfe seiner Kritik am Bestehenden, und wer jeden Augenblick die derzeitige Regierung durch Misstrauensvoten zu stürzen

sucht, der muss «es besser wissen». Ist das nicht der Fall, und gründet er doch eine Partei, bemüht er sich trotzdem, seine Gegner wegzufegen, ohne zu wissen, was er selbst an ihrer Stelle tun würde, ist er ein ordinärer und gewissenloser Demagog.

Was ist an diesem Urteil falsch?

Das Land kann nur den Kopf schütteln über Leute, die bald alles besser wissen, bald nichts besser zu wissen brauchen, und bald alles als unfehlbar falsch erklären, bald sich selbst als durchaus nicht unfehlbar hinstellen und schliesslich Zeitungen und Parteien gründen, um den Regierenden unter ständiger Aufforderung, in der Versenkung zu verschwinden, «uneigennützig Ratschläge» zu erteilen.

Wüsste man nur noch, ob diese Ratschläge besser wissend oder nicht besser wissend, fehlbar oder unfehlbar sind.

Auch das Zögern der Regierung, sich zu «versenken», ist wohl aus dieser Unsicherheit zu erklären.

EUROPÄISCHE FÖDERATION

Die Diskussion über die Neugestaltung Europas nach dem Krieg geht weiter. Es hat Wert, wieder einmal davon zu sprechen.

Die Ergänzung der militärischen und wirtschaftlichen Einigung der Westmächte durch eine finanzielle hat neue Hoffnungen geweckt, dass dieser Block von Dauer sein wird und den Kern für eine bessere europäische Formation bildet. Auch die Annäherung der englischen und französischen Gewerkschaften, die zusammen rund zehn Millionen

Arbeiter zählen, wird als gutes Zeichen gedeutet. Desgleichen die jüngste ziemlich einmütige Reaktion des Völkerbundes.

Noch immer sind die Engländer am meisten an der Frage interessiert. Die verschiedenen Strömungen scheinen sich immer mehr auf ein Ziel zu einigen, das am besten mit dem Begriff «europäische Föderation» wiedergegeben wird. Die politische Struktur der Schweiz dürfte dabei bewusst oder nicht als Vorbild dienen. Man beginnt auch schon von Souveränitätsoffern, Souveränitätseinschränkungen und Souveränitätsverzichten der einzelnen Staaten zu sprechen. Das setzt die Bildung einer internationalen und überstaatlichen Instanz voraus, die Trägerin der abgetretenen Souveränitätspartikel würde, also grössere Befugnis erhielte als der Völkerbund. Wie diese Instanz aussähe und wie sie funktionsfähig gemacht würde, ist natürlich noch unklar. Chamberlain hat sie einmal sehr allgemein und sehr vorsichtig «Maschinerie» genannt.

Leider stellen sich sofort die alten Schwierigkeiten. Schon die, ob nach dem Krieg Besiegte und Sieger gleichberechtigt herangezogen werden. In England scheint die Auseinandersetzung sich augenblicklich sogar speziell auf die Frage zu konzentrieren. Die einen sind der Ansicht, dass kein Unterschied bestehen darf. Die andern glauben, die Besiegten, und für die Engländer sind das selbstverständlich die Deutschen, müssten erst zur Gleichberechtigung erzogen werden. Sie verweisen dabei auf die allmähliche Entwicklung der englischen Kolonien zu selbständigen Dominien.

Es ist auffällig, dass gerade Schweizer Blätter diesen Plänen gegenüber eine gewisse Skepsis zeigen. Doch lehnen auch sie die Idee nicht ab. Die Basler «Nationalzeitung» findet sogar das Gute an der Diskussion, dass sie die Vieldeutigkeit der neuen Parole enthüllt. Doch rät sie, und dies ist ein sehr realistischer Gedanke, nicht vom Gemeinnutz auszugehen, denn das wäre utopisch, sondern vom Einzelinteresse und vom Eigennutz. Die Mitgliedstaaten müssten so grosse Vorteile an der neuen Einrichtung haben, dass jeder es der Mühe wert fände, grosse Opfer zu bringen, um ihrer teilhaftig zu werden. Wenn die Föderation anders angepackt würde, losgelöst vom Interesse, dann werde sie ein Luftgebilde bleiben. Doch brauche das Interesse nicht bloss materieller Art zu sein. Man könne dabei vorweg an Frieden, Freiheit und Sicherheit denken.

Wie aber die konkreten Formen dafür finden? Besonders die einer wirksamen internationalen Gerichtsbarkeit und unfehlbarer Sanktionen? Dafür bedarf es zuerst der Anerkennung internationaler Rechte und Moralgrundsätze. Ist diese ohne geistige und sittliche Erneuerung möglich?

DER MANN

DER VORNE IM TEMPEL STAND

Die Leute, die sich hierzulande berufen fühlen, die politische Kritik zu üben und in den Schwierigkeiten der Krise ohne Aussicht auf bessere Lösungen die Unzufriedenheit der leidenden Klassen zu schüren,

haben, wie es scheint, nicht nur ihre eigene Logik, sondern auch ihren besonderen Moralkodex.

Darnach dürfen sie bedenken- und unterschiedslos den Regierenden selbst die größten Grobheiten an den Kopf werfen: Unfähigkeit, Verrat der Landesinteressen, Günstlingswirtschaft, private Profitgier, Machtsucht, Einbildung, Anspruch auf Unfehlbarkeit, Prinzipienverrat, Parteienherrschaft auf Kosten der Allgemeinheit, Lotterwirtschaft, Budgetfälschung, Verschwendung, Kreditmissbrauch, bewusste Vernachlässigung und Schädigung einzelner Stände, widerliche Arbeitsmethoden in der Kammer, Diktaturgelüste, Vergewaltigung der Opposition, Irreführung der Öffentlichkeit, Verfassungs- und Rechtsverletzung, unmoralische Koalitionen mit weltanschaulichen Gegnern unter Ausschluss Gleichgesinnter, absichtliche Hintertreibung der nationalen Einigung, Verquickung von Politik und Gerichtsbarkeit, Vermischung der Gewalten, Missbrauch der eigenen Befugnisse und so weiter.

Ebenso bedenkenlos dürfen sie von sich selbst sagen: Wir sind die Fähigen, die Reinen, die Integren, die Unantastbaren, die Verteidiger der nationalen Belange, die Unbestechlichen, die Uneigennütigen, die Grundsatztreuen, die Parteilosen, und darum Freien, die Opferbereiten, die Machtverächter, die Gerechten, die Aufrichtigen, die Sparer und doch Beglückter aller Stände, die Demokraten, die wirklichen Parlamentarier, die Sprecher und Lehrer der Öffentlichkeit, die Entschleierer aller Geheimniskrämerei, die Rechtsverfechter, die Demütigen, die Verächter fauler Verbindungen, die Natio-

nalen, die Hüter der Freiheit, der politischen Sauberkeit, der Gewaltenteilung und so weiter.

All das ist vollkommen christlich und mit der katholischen Caritas vereinbar. Mehr noch, es ist heiligste Pflicht.

Und wehe dem, der anderer Meinung ist. Der auch nur bemerkt, dass diese Haltung an Überheblichkeit, an Grössenwahn und, wie man landläufig sagt, an Verrücktheit grenzt. Er verrät «immer wieder einen unchristlichen und hasserfüllten Sinn», und wenn er gar in einem «Kirchen- und Bistumsblatt» schreibt, wo er das «Beispiel christlichen Edelmuten und katholischer Caritas geben müsste», ist der Skandal perfekt. Er müsste seine eigenen Leute unwidersprochen durch alle Gossen zerran lassen. Er müsste sogar Beifall klatschen. Er müsste sich vor der Genialität und Integrität der Kritiker demütig verbeugen. Er müsste tatenlos zusehen, wie das Volk verführt und ausgebeutet wird. Erst dann würde er seiner Katholikenpflicht entsprechen. Seine Weltanschauung macht man zur Fessel, um selbst desto fesselloser sein zu können.

Und hat er gar den Mut, zu fragen, ob die Herren «es denn besser wissen», und ist er der Ansicht, wenn dies nicht der Fall sei und die Verhetzung des Volkes gehe bei so schweren Zeiten trotzdem weiter, grenze das ans Verbrecherische, so ist dies erst recht «unchristlicher und hasserfüllter Sinn», selbst wenn sie antworten müssen, sie «brauchten es nicht besser zu wissen» und die Regierung solle verschwinden, jetzt unter so schrecklichen Umständen, ohne dass klar ist, was an ihre Stelle trete und wie anders regiert werden könnte. Sieh darin nicht eine grosse nationale

Tat und du kannst froh sein, nur ein Heide und öffentlicher Sünder, bar allen christlichen Gefühls, ein Ärgernis aller Guten, ein Pharisäer und Gottloser genannt zu werden!

Dahinter dann noch die ewigen Drohungen: «Wartet, ihr werdet uns einmal brauchen! Das kann nur heissen: «Bei eventuellen weltanschaulichen Entschieden in der Kammer kommt es auf unsere Stimme an. Dann werdet ihr darum betteln müssen. Wir aber werden uns des «Unrechtes» erinnern, das Ihr uns jetzt antut, und sie Euch gegebenenfalls verweigern.» Um das zu verhindern, müssten wir also auf Vorschuss alle Angriffe, Verdächtigungen, Extravaganzen und Abenteuer gehorsamst in den Kauf nehmen. Wir müssten uns den Launen und Intrigen dieser Leute schonungslos ausliefern. Wir müssten ihre katholische Haltung für entscheidende Augenblicke kaufen und zwar auf Kosten unserer eigenen Überzeugung. Trotzdem werfen sie andern Mangel an christlicher Gesinnung vor! Wer den Katholizismus mit ihnen retten will, der gebe sich schon jetzt verloren.

Und erst Insinuationen wie diese: «Geben wir zerknirscht zu, dass unsere Kritik wirklich einfach unerhört ist und jedenfalls viel schlimmer, als wenn wir jeden Tag das Höchste in den Dreck träten, die Religion verspotteten, die Geistlichkeit durch den Kakao schleppten, jedenfalls wäre das in ihren Augen gar nichts und würde es Sie nicht verhindern, uns gar zu Ihrem Vorliebbling zu erklären». Das ist die infame Anschuldigung, wir zögen die Gottes- und Kirchenhasser den treuen Dienern des Herrn vor und bekämpften sie sogar mit deren Hilfe. Wo

tun wir das? Haben diese selben Leute sich nicht von uns getrennt? Suchen sie uns nicht jeden Tag zu schwächen, also auch weniger widerstandsfähig gegen die Feinde des Christentums zu machen, und das, weil sie glauben, ohne «es besser zu wissen», nicht mit uns in nebensächlichen Fragen der Wirtschaft oder der reinen Politik einverstanden sein zu können. Dafür spalten sie die katholische Presse und setzen die katholische Sache den grössten Gefahren aus, drohen sogar, ihr aus Ranküne gegen uns die Unterstützung zu verweigern.

Wer schleppt übrigens jetzt das Höchste durch den Dreck? Und wer verspottet die Religion? Niemand. Höchstens die Kommunisten, die gerade die heutigen Kritiker vor ihrem Schicksal bewahren halfen. Werden die Sozialisten nicht sogar gerade durch die Koalition zur politischen, wirtschaftlichen, sozialen und weltanschaulichen Verantwortung gezwungen, die allein im Stande ist, ihre Hetze auf diesen Gebieten zu verhindern? Und haben wir nicht in allen Fällen mit denkbarer Schärfe, auch seit der Koalition selbst beim kleinsten Übergriff energischst zugepackt? Dann aber höhnen dieselben Leute über Unstimmigkeiten in der Regierung und sehen nicht die Verteidigung der christlichen Werte, sondern wittern nur den Zusammenbruch der gegenwärtigen politischen Kombination und die Erfüllung ihrer eigenen egoistischen Pläne.

Wo ist also der Mangel an christlichem Sinn? Und wie hiess der Mann, der vorne im Tempel stand?

Es war nie unchristlich, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen. Besonders, wenn man die Pflicht dazu hatte.

KRIEGSWEIHNACHT

Kriegsweihnachten!

Hat nicht Augustinus gesagt: Gott wurde Mensch, damit der Mensch Gott werde?

Ist er es geworden?

Nicht einmal Mensch ist er mehr, geschweige denn Gott.

Warum? Ja, warum? Hat Gott versagt? Hat es der Mensch? Sind sie an einander vorbeigegangen? Genügte vielleicht die Menschwerdung nicht, um die Gottwerdung zu sichern? Oder wenigstens das Menschbleiben.

Neulich schrieb einer: «Wenn ich Gott wäre, würde ich mich der Menschen erbarmen.» Nach ihm also hat Gott tatsächlich nicht genug getan. Gott müsste noch barmherziger sein. Er müsste Schluss machen mit dem Wahnsinn auf Erden. Müsste die Menschen zwingen und ihnen mit Gewalt bessere Einsicht geben. Vielleicht wäre das wichtiger als die Menschwerdung. Wie man ein Kind einfach zur Vernunft zwingt. Zwang ist für dieses die beste Form der Barmherzigkeit. Die Menschheit ist kindisch. Der Versuch, sie mit Liebe, Gnade, Vernunft und Überzeugung zur Menschlichkeit zu erziehen, ist grausam, weil er so langsam ist, so unwirksam, so viele Opfer fordert. Die Barmherzigkeit würde die Ausschaltung dieser Zwischenwege verlangen. Sie mögen der menschlichen Natur angepasst sein, aber sie sind zu kostspielig und zu gefährlich. Sehe ich ein Wesen in Not, reisse ich es heraus, auch wenn es die Not verschuldet hat. Warum tut Gott das nicht? Warum macht er den Menschen nicht mit Gewalt

zum Menschen? Warum lässt er ihn immer tiefer ins Unmenschliche sinken?

Für einen Modernen brennende Fragen. Der Totalitarismus, der in der Luft liegt, verpflanzt in das Gebiet der Übernatur. Gott müsste Diktator sein, nicht Vater, Bruder, Lehrer, Begnader, nicht Licht, Weg und Wahrheit, Ziel eines freien Wollens und freier Entschlüsse. Sonderbare Wandlung nach einem Jahrhundert, das sogar dem Vater- und Bruder-Gott den Krieg erklärt hatte und nun nach einem Diktator-Gott ruft.

Aber so ganz sonderbar doch nicht. Dasselbe Jahrhundert hatte auch anderen Autoritäten den Krieg erklärt und die Freiheit proklamiert. Doch aus der Freiheit wurde Zügellosigkeit, Auflösung, Explosion, Dekadenz, Anarchie und die Völker selbst riefen nach dem Diktator. Wie oft lässt sich sogar bei uns auf der Strasse hören: «Wir brauchten eine eiserne Faust». Gott bewahre uns davor, aber die Geschichte lehrt es: Die Diktatur ist die zwangsläufige Ablösung aller Ohnmachts- und Zerfallsperioden. Sie war es schon in der altrömischen Republik.

Was Wunder, dass dieses Ohnmachtsgefühl ins Übernatürliche ausgreift. Sein Gottesbild schafft sich der Mensch immer etwas nach dem eigenen Denken und Wünschen. Die Last des Bösen, des Un- und Widernsichlichen ist furchtbar. Der Moderne hat das Empfinden, die Angst sogar, ihr nicht gewachsen zu sein. Er fürchtet sich vor seinem eigenen freien Willen, misstraut ihm, denkt an seine Niederlagen, sein Unvermögen. Mit der Gnade rechnet er zu wenig. Oft hat er sie auch nicht, durch eigene Schuld, ja,

aber auch das wird ihm nicht klar. Daher das Gefühl: «Herr, ich versinke». Daher der Ruf nach totalem Erfasstwerden von Gott. Gott soll seine Aufgaben lösen, er soll für ihn denken, wollen, sorgen, entscheiden, wie der totale Staat an Stelle aller denkt, sorgt und bestimmt. Er bezahlt dafür mit dem Verzicht auf seine Freiheit und Privatinitiative, auch im Seelischen. Aber er hätte die Garantie, endlich Mensch zu sein und dem Unmenschlichen nicht zu erliegen.

Kann Gott diese Bitte erhören? Soll statt des Kindes von Bethlehem, dem göttlichen Symbol und Ursprung wahren Menschentums, der Gott des Sinai erscheinen, um mit Donner und Blitz den Menschen in ein übernatürliches Zwangsregime zu schlagen?

Nein, das wird er nicht.

Und warum nicht? Weil dann auch Gott den Menschen zerstören würde, wie der Mensch sich selbst zerstört hat. Das tut er nicht, auch nicht mit übernatürlichen Mitteln. Selbst wenn der Mensch seinen freien Willen nicht mehr achtet, Gott achtet ihn und geht auch heute noch aus dieser Achtung in die Krippe und ans Kreuz. Und selbst wenn der Mensch an sich verzweifelt, Gott verzweifelt nicht an ihm. Tatsächlich, vor dem Menschen hat heute nur noch einer wirklichen Respekt: Gott. Für ihn ist der Mensch kein Kind, das man zwingt, sondern ein König, dem auch er Ehrfurcht schuldet. Und wenn Gott einem Gewalt antut, dann sich selbst und nicht dem Menschen. «Er hat sich selbst vernichtet», sagt Paulus.

Das ist das Geheimnis der Krippe wie es das Geheimnis des Kalvarienberges ist: Die Selbstvergewaltigung Gottes zur Rettung des freien Menschen.

Werden wir deshalb wieder lernen, dass das Menschsein das Risiko des Unmenschlichen in sich trägt und darum den Mut voraussetzt, dieses Risiko zu übernehmen und zu bannen? Dass Gott uns also mit dem Risiko auch das Menschsein wegnehmen müsste? Dass der Ruf nach dem Totalitarismus, auch dem übernatürlichen, deshalb Abdankung wäre und darum Feigheit? Und dass es nur einen richtigen Totalitarismus gibt: Die totale aber freie Selbsthingabe an Gott und Selbstvergewaltigung für Gott in der Kraft seiner Gnade und nach dem Beispiel der Selbstvergewaltigung Gottes in der Krippe und am Kreuz.

Die Totalität von innen, nicht die von aussen.

EIN BÖSER SPUK

Weihnacht, gegen zwei Uhr früh. Ich gehe von der Mitternachtsmesse heim. Der Pariserplatz leuchtet tief herunter in die dunkle Strasse, die abwärts nach Hollerich führt. Die verhangenen Fenster der Wirtshäuser stehen noch im Licht. Autos rasen die Freiheitsavenue hinauf. Oben lärmt eine halbberunkene Gesellschaft junger Männer und Weiber.

Der Nebel ist kalt. An den Bäumen knackt der Rauhref. Manchmal streuen die Äste in leisen Luftwellen wie feinen Silbersand.

Ich gehe rasch heimzu. Noch glüht mir in den Augen der Kerzenschein von der Krippe, noch klingt die Melodie nach vom Kind, das in Bethlehem geboren wurde, und die von der stillen, heiligen Nacht. Mir ist plötzlich auf dem grellbeschiedenen Platz,

als fiele ein Rauhreif auch in die Stimmung meiner Seele.

Die lärmende Schar hält jäh eine Atemlänge inne, da ich an ihr vorüber will. Einen Augenblick ist es still, als hätte der Schatten meines dunklen Gewandes sich wie ein Schleier über ihre Ausgelassenheit gelegt.

Schon bin ich am anderen Rand der Strasse. Einige Taxischauffeure stehen verschlafen herum. Da prasselt von drüben ein höhnendes Gelächter, und eine Salve hundsföttischer Ausdrücke an meine Adresse folgt ihm.

Ich stehe wie angewurzelt. Soll ich zurück und unter die wankende und trollende Rotte fahren?

Nein. In der Messe hatte ich gepredigt vom Frieden und von der Brüderlichkeit und von der Not der Menschen, die das Kind in der Krippe nicht kennen.

Ich gehe schweigend weiter. Die johlenden Rufe folgen mir mit hinab in das Dunkel meiner Wohnstrasse. Vom Süden her rollte es wie Geschützdonner.

Bis in den grauenden Morgen hinein, als die Glocken der Kathedrale zu den Metten läuteten, wich von meinen Augen nicht das Bild einer schlichten Krippe und das hohnverzerrter Menschengesichter.

Nicht als hätte ich für meine Person auch nur den geringsten Schmerz empfunden. Der Hohn galt ja auch nicht mir, sondern dem Stand und der Weltanschauung, die ich vertrete. Das brannte, dass solche Schmach auch nur von einer Bande Buben und Gassenweibern möglich ist, in meiner Luxemburger Heimat, in der Kriegsweihnacht, in der andere Völker

für Wahrheiten bluten, deren Symbol mein Priesterkleid ist.

Ich hatte am Abend vorher die Rede des Papstes gehört und das mächtige Echo, das sie in den meisten Hauptstädten Europas weckte. Ich hatte auch die Botschaft des Präsidenten Roosevelt an Pius XII. gehört, in welcher der Sprecher der mächtigsten Republik der Welt ankündigt, er werde einen persönlichen Vertreter in den Vatikan senden und erklärt, der Weltfriede könne nur auf Glauben und Religion gebaut werden. Ich hatte auch die Rede des französischen Ministerpräsidenten gehört, der zwar nicht ausdrücklich von der christlichen Weihnacht sprach, doch soviel menschliches und christliches Denken in seine Worte legte, dass selbst ein Bischof sie hätte halten können. Vor mir stand deshalb in gewaltiger Vision mehr als die Hälfte der Menschheit, die mit bleichem Blick und mit schmerzlicher Hoffnung dahin schaut, wo die uralten Worte christlicher Wahrheit gesprochen werden, weil sie von dort ihre Rettung erwartet. Eine bange und erschütternde Vision, aber doch beglückend wie ein aufgehendes Morgenrot.

Nur von der Luxemburger Erde gellte in diese heilige Schau immer wieder ein Hohngelächter auf und weckte die angstvolle Frage: Was brütet hier unter der Oberfläche? Und was kann eines Tages jäh zum Vorschein kommen? Gott in der Krippe, erlöse auch meine Heimat!

Erst als ich am Morgen zur letzten Messe ging und nachher irgendwo draussen einem Freund beim Gottesdienst aushalf und die vielen Hunderten

•weihnachtsfroher Augen sah, verschwand der Alpdruck.

Nein, es ist nur ein böser Spuk gewesen, dem ich in der Nacht begegnet war. So ist meine Heimat nicht, auch nicht unter der Oberfläche. So darf sie nicht sein, wenn die anderen Völker es nicht mehr sind.

EIN SONDERBARES CHRISTGESCHENK

Die Bemühungen des Papstes und Roosevelts um die sittlich unterbaute Reorganisation Europas wirft wieder die Frage nach dem Einfluss des Katholizismus in der internationalen Politik überhaupt auf. Warum, wenn das Papsttum so mächtig ist, gelingt es nicht, die Katholiken der einzelnen Länder auch politisch von Rom aus so zu einen, dass der Krieg unmöglich und die Verständigung leicht würde? Könnte der Vatikan nicht sogar kirchliche und geistige Druckmittel gebrauchen, um die Gläubigen zu zwingen, gewissen Methoden und Plänen ihrer politischen Führung entgegenzutreten und sich ihren Gesinnungsgenossen des Auslandes zu nähern.

Es ist sonderbar, dass diese Forderung gewöhnlich nur von Gegnern der Kirche erhoben wird. Nachdem ihre eigenen freidenkerischen, liberalen, sozialistischen oder freimaurerischen Verbrüderungen, welche die Völker endgültig und vernunftgemäss zusammenführen sollten, versagt haben, erinnern sie sich plötzlich der ältesten und dauerhaftesten Inter-

nationale, der katholischen, und verlangen, dass sie nun erreiche, was ihnen fehlschlug.

Leider scheinen sie nicht mehr daran zu denken, dass sie seit Jahrhunderten alles tun, um den Einfluss des Papstes zu brechen. Dass ihre internationalen Verbände zum Teil sogar ausdrücklich den Zweck hatten, Kirche und Papsttum zu vernichten. Warum wundern sie sich darum jetzt, dass deren Macht nicht genügt, um von heute auf morgen eine neue europäische Gemeinschaftsbasis zu schaffen?

Ebenso haben sie vergessen, dass in den einzelnen Ländern nichts von ihnen unterlassen wurde, um die Kirche der Knute des Staates zu unterstellen. Der Kampf um die Schulen, das Organisationsrecht, die freie öffentliche Betätigung des Glaubens und viele andere Kapitel gehören hieher. Sie haben die Kirche zur Sklavin des Staates herabgewürdigt und nun soll sie ihm gegenüber die Rolle der Herrin und Herrscherin spielen.

Und wurde dabei nicht vorzüglich mit dem Argument operiert, die Kirche habe sich nicht um Politik zu kümmern? Wurde nicht sogar sonst treuen Katholiken durch ewige Wiederholung und andere Tricks diese lächerliche Auffassung beigebracht, Politik und Religion könnten restlos geschieden werden?

Und war man nicht besonders bestrebt, die Katholiken von allen einflussreichen Posten und Ämtern fernzuhalten? Wie oft mussten sie den Vorwurf hören, sie folgten den Anweisungen der schwarzen Internationale, sie seien deshalb nicht frei und national, nicht zuverlässig. Wurden nicht selbst die päpstlichen Enzykliken über Ehefragen, Unterrichts- und Erziehungsfragen, wirtschaftliche und soziale Fragen

als unzulässige Einmischung in die Politik verschrien? War «Quadragesimo Anno» nicht lange ein faschistisches und nationalsozialistisches Dokument? Und jetzt, da die Geister heillos verwirrt sind, da die katholischen Grundsätze «glücklich» aus der Politik, der Wirtschaft, dem Unterrichts- und Erziehungswesen, dem Familienleben, den zwischenstaatlichen Beziehungen, dem Verhältnis zwischen Staat und Individuum entfernt sind, man aber zu seinem Schrecken feststellt, dass es anders kam, als erwartet, soll der Papst raschestens die Scherben wieder zusammenflicken. Mag er sich um alles kümmern, Politik ist es nicht mehr. Im Gegenteil, es ist jetzt Politik und Taktik, wenn er zurückhaltend ist und nicht nach Wunsch mit Protestreden oder Bann und Exkommunikation vorgeht.

Es gehört zu den Aufgaben des katholischen Zeitkritikers, diese Feststellung periodisch zu machen. Er braucht es sich sogar nicht zur Sünde anzurechnen, wenn er eine recht fühlbare Schadenfreude dabei nicht unterdrücken kann. Wie haben gewisse Kreise auch bei uns gejubelt, wenn es der Kirche in Deutschland schlecht ging. In Wirklichkeit freuten sie sich, dass dem Nationalsozialismus die Wege geebnet wurden. Und wie beklatschten sie die französischen kirchenfeindlichen Gesetze, um dieselben auch bei uns einzuführen. In Wirklichkeit beklatschten sie die innere Schwächung Frankreichs, die ausserordentlich zur Waghalsigkeit und Angriffslust anderer Mächte beigetragen hat.

Aber ein unumstösslicher Beweis ist damit durch die Gegner der Kirche selbst erbracht: Eine europäische Verständigung setzt etwas Gemeinsames

bei den einzelnen Völkern voraus. Das könnten und sollten an und für sich ihr blosses Menschsein und ihre Vernunft, ja sogar ihr wohlverstandenes Interesse sein. Aber die Erfahrung lehrt, – wer die Natur des Menschen und die europäische Geschichte kennt, wundert sich darüber nicht – dass all das in Wirklichkeit mehr Gegensätze schafft als Verbindungen, wenn sowohl die Natur als die Vernunft und das Interesse nicht eingeordnet sind in etwas Höheres und Verpflichtendes, das die unvermeidlichen Gegensätze bündigt. Was kann das anderes sein als das Gewissen, hinter dem Gott und seine Sanktionen stehen? Ja, Gott, mögen auch alle Ungläubigen gegen diese Ansicht entrüstet auf ihr Gewissen hinweisen. Denn ein Gewissen ohne Gott ist für letzte und wichtigste Entscheide ebenso unmöglich, wie Recht und Moral ohne Gott oder – der Vergleich wurde schon hier gebraucht – wie ein Haus ohne Fundament.

Das heisst: Keine gesamteuropäische Gemeinschaft ohne starke katholische Nationalgemeinschaften.

VATER ALLER VÖLKER

Der «Vater aller Völker» und «Weiseste der jetzt Lebenden» hat vor einigen Tagen seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Sein eigentlicher Name ist Joseph Tschugachvili, sein erster Beiname Zozo, sein zweiter Koba, sein dritter Stalin. Doch trägt er sie nicht alle drei zusammen. Zozo kennzeichnet

seine Jugendzeit, als er in der kommunistischen Partei eine Gruppe von Bankräubern befehligte, welche die Aufgabe hatte, die Parteikassen zu füllen; Koba sein Mannesalter, während dem er für seine Räubereien nach Sibirien verbannt wurde; und Stalin die Periode des Diktators, in welcher Eigenschaft er sämtliche führenden Köpfe der Partei, der Armee, der Presse und der Wirtschaft zu Fall brachte und sich nun an den Finnen versucht. Lenin mochte den brutalen Georgier nicht und wollte ihn auf ein totes Geleise schieben. Er hatte Glück, früh genug auf natürliche Weise zu sterben. In seinen letzten Jahren war er von Stalin schon kaltgestellt.

Dieser Joseph Tschugachvili – Zozo – Koba – Stalin, «Vater aller Völker», «Weisester der jetzt Lebenden» und «Führer des freiesten aller Länder», feierte also seinen sechzigsten Geburtstag. Auch aus Luxemburg hat er ein Huldigungstelegramm erhalten: «An Stalin, Kreml, Moskau! Dem grossen Genossen und leuchtenden Vorbild, dem Baumeister der neuen Welt, dem Lehrer und Führer der internationalen Arbeiterklasse und der unterdrückten Völker zu seinem sechzigsten Geburtstage die kameradschaftlichsten Grüsse und Glückwünsche. Auf ein langes Leben – bis zum endgültigen Sieg. Der Sache von Marx, Engels, Lenin und Stalin».

Bekanntlich hat ein faschistisches Blatt von dem Telegramm eines Italien verbündeten Staates geschrieben, wer das vor sechs Monaten vorausgesagt hätte, wäre für verrückt gehalten werden. «Sarebbo stato preso per pazzo.» Würde dieses selbe Blatt erfahren, dass in Luxemburg eine noch viel ekligere Sendung nicht nur abgegangen ist, sondern auch

breitspurig und provokatorisch in der Presse veröffentlicht wurde, schriebe es sicher, unser ganzes Land sei ein Narrenhaus, weil so unglaubliche Dinge dort möglich sind. In Holland wurde das Telegramm der kommunistischen Partei kurzerhand nicht abgeschickt und der Absender verhaftet.

Allerdings haben sie in Holland, wie in Belgien übrigens auch, den Zustand des Kriegsrechtes, das ihnen alle gewünschten Handhaben gibt, das wir aber nicht erklären können. Doch liegt gerade darin das Groteske. Dass eine normale Verfassung und Gesetzgebung aber auch nicht einen Buchstaben vorsieht, um solchen Verrätereien ein Ende zu machen! Dagegen gibt es nur ein Mittel: Diesen Leuten die Luxemburger Nationalität entziehen und sie mit dem nächsten Zug zu ihren grossen «Genossen und leuchtenden Vorbild, dem Baumeister der neuen Welt, dem Lehrer und Führer der unterdrückten Völker» abschicken.

Schon allein, was sie gegen das finnische Märtyrervolk sagen, würde dazu genügen. Demselben geschieht von der Sowjetarmee überhaupt kein Leid. Im Gegenteil, es wird durch seine weissgardistischen Regierung zwangsweise von Haus und Hof vertrieben, damit es nicht zur Roten Armee überlaufen kann. «Der Kampf der Clique Tanner-Mannerheim ist ein Kampf im Auftrage des internationalen Kapitalismus. Tanner-Mannerheim haben sich zu der Rolle hergegeben, die Hitler in Erkenntnis der Stärke der Sowjetunion – wenigstens einstweilen – nicht mehr zu spielen wagte. Deshalb ist heute alles, was reaktionär und arbeitfeindlich ist, für Finnland: unsere klerikalen Maul-

korbpolitiker, unsere Thevesgewerkschaften, unsere Arbedherren, unser Klerus.»

Auch die Sozialisten haben sich dieser konterrevolutionären Gesellschaft angeschlossen. «Arbeiter! Das finnische Volk wird von deinem Gelde keinen Pfennig erhalten. Es geht in die Taschen der weissgardistischen Generäle und Minister, um ihnen nach ihrer unvermeidlich bevorstehenden Flucht im Auslande ein faules Leben zu sichern; es dient der Finanzierung von Waffensendungen und «Freiwilligen-truppen». Die finnische weissgardistische Regierung hat für ihr eigenes Volk auch heute nur die Hungerpeitsche, den Galgen und den Roten Hahn übrig. Die demokratische Regierung Kuusinen allein wird dem finnischen Volk helfen.»

Solche Schändungen eines verblutenden Volkes haben bei uns noch staatliche Druckerlaubnis und staatlichen Schutz. Sie verstossen anscheinend gegen keine Neutralität und keine nationalen Anstands- und Gerechtigkeitspflichten. Auch Luxemburg selbst ist ein unterdrücktes Land und muss baldmöglichst «befreit» werden. Und die «Befreiungspläne» dürfen ruhig vorbereitet und bis zu ihrer unmittelbaren Verwirklichung weitergetrieben werden. Erst wenn irgendeine Regierung Kuusinen auftaucht, geben unsere Gesetze uns das Recht zum Eingriff, und vielleicht dann noch nicht einmal.

Was heisst übrigens Folgendes? Am Samstag teilte die kommunistische Presse selbst mit, dass Geheimpolizisten in ihren Lokalen eine Haussuchung abhielten, und fügt hinzu: «Als Begründung führten sie an, die französische Armeeverwaltung habe sich in einem Bericht darüber beschwert, in der Offizin

Nimax sei ein kommunistisches Flugblatt hergestellt worden. Von dort sei es nach Athus geschmuggelt worden, von wo es wiederum nach Frankreich gebracht worden sei. Die französische Armeeverwaltung habe von unserer Regierung unter Berufung auf das Gesetz über die luxemburgische Neutralität verlangt, dass sofort die notwendigen Untersuchungen vorgenommen würden.»

Wenn dieser Verdacht sich als richtig erweist, steht auch fest, dass die Kommunisten mit ausländischen Stellen gegen andere zusammenarbeiten und dadurch nicht nur unsere Neutralität verletzen, sondern obendrein das Land in die allerhöchste Gefahr bringen. Und schon die bloße Untersuchung wird entrüstet eine Kriegserklärung der Regierung gegen die Kommunisten genannt.

Das feile und verräterische Gesindel scheint sich ausserordentlich sicher zu fühlen.

DER GESAMTPLAN MOSKAUS

Ich zeigte schon gestern, dass die kommunistische Partei Luxemburgs – die K. P. L. um im zeitgenössischen Jargon zu reden – Stalin in ihrem Glückwunschtelegramm offiziell den Befreier der unterdrückten Völker nennt.

Man darf solche Titel nicht als blossen Neobyzantinismus ansehen.

Allerdings sind sie auch das. Kein König, kein Kaiser und kein Zar haben sich je in so hündisch ergebenen Ausdrücken schmeicheln lassen, wie es der russische Diktator tut, nachdem die internationale marxistische Arbeiterschaft zum Teil deshalb die

monarchistische Idee abgelehnt hat, weil sie angeblich die blinde und blöde Verhimmelung ihrer Träger bedeutete. Also nicht einmal in seinen äusseren Formen hat der Marxismus seine Prophezeiungen erfüllt. Wie er kapitalistischer ist als der schlimmste Kapitalismus, gegen den er ins Feld zog, so ist er auch «monarchischer» und byzantinistischer als alle russischen Zaren zusammen. Ivan der Schreckliche ist gegen Stalin ein Knabe.

Doch steckt hinter diesen tönenden Anreden sicher mehr. Sie verraten die kommunistischen Pläne und sind deshalb Programme. Sie bezeichnen die Ziele der russischen Aussenpolitik und ihrer Helfer in den andern Ländern. Wird nicht im ersten Artikel des «Komintern» als oberster Zweck des Bolschevismus die «Errichtung einer Weltunion von Sowjetrepubliken» bezeichnet? Und nannte Woroschilow das russische Heer nicht auf dem letzten kommunistischen Kongress «den ersten Kern der internationalen revolutionären Armee?» Kein Zweifel also, dass der gegenwärtige Krieg im Sinn des Kommunismus zum «Befreiungskrieg und zum Beginn der Weltrevolution werden soll.»

Der Gesamtplan Moskaus wird so mit jedem Tag klarer: 1. Russland selbst auf alle Fälle, also auch auf die Eventualität einer Fehlrechnung, sichern und deshalb neue Schutzpositionen gewinnen. Daher schon die Forderung an die Westmächte in Bezug auf die baltischen Staaten. Daher auch seine Ansprüche an Finnland und an die Türkei. 2. Sobald als möglich einen europäischen Krieg entfachen, ihn von den eigenen Grenzen fernhalten und lange hinausziehen, um die Gegner zu schwächen und mit Hilfe der daraus entstandenen Not und der kommunisti-

schen Parteien die Revolution vorzubereiten. 3. Da die Westmächte Russland für die Vermeidung des Krieges gewinnen wollten und darum auch seine territorialen und anderen Forderungen ablehnten, wäre ein Pakt mit ihnen den russischen Absichten zuwider gewesen und musste abgelehnt werden. Da Stalin umgekehrt überzeugt war, dass ein Bündnis mit Deutschland ihm zunächst strategisch wichtige Punkte einbringe, besonders aber zu einem Angriff auf Polen, also auch angesichts der diesem von England und Frankreich gegebenen Garantien, zu einem allgemeinen Krieg führen musste, wählte er den letzteren. Da er aber weder einen Sieg der Demokratien noch einen solchen des Reiches wünschen kann, hat er diesem vor Kriegsbruch zwar grosse Hilfe versprochen, um dessen Bedenken zu verscheuchen, liefert aber jetzt nur so viel, dass der Kampf sich bis zur Erschöpfung aller verlängert.

Aus keinem andern Grund findet er die Zustimmung des internationalen Kommunismus. Es wäre Wahnsinn zu glauben, derselbe rühre auch nur einen Finger für Hitlerdeutschland. Dieses soll genau wie der Westen zum gefügigen Glied der „Weltunion von Sowjetrepubliken« unter der Oberhoheit Russlands und des «Vaters aller Völker» degradiert werden. Unsere kommunistische Presse sagt sogar selbst, dass Hitler sich nur gezwungen Russland genähert hat und nur einstweilen auf seine antirussischen Pläne verzichtet. Um aus dem «einstweilen» ein «dauernd» zu machen, muss also auch Hitler erledigt werden, allerdings nicht allein, sondern mit den andern.

Moskau und seine Trabanten, auch die luxemburgischen, sorgen somit selbst dafür, dass die denk-

bar grösste Klarheit über ihre Hintergedanken geschaffen wird. Der russische Imperialismus ist sowohl territorialer als ideologischer Natur. Brutaler könnte Europa nicht vor sein Schicksal gestellt werden. Wird es dasselbe erkennen? Werden wenigstens die noch freien Länder merken, wem sie mit der Freilassung ihrer kommunistischen Bewegungen dienen?

KRIEGSSYLVESTER

Kriegssylvester!

Kriegsneujahr!

Krieg hinter uns. Krieg vor uns. Was wird über Europa kommen? Friede oder Katastrophe? Leben oder Verderben? Ist die Stille Ausklang eines in sich zusammengebrochenen Unternehmens oder Ankündigung des Sturmes?

Fragen, Rätsel, Geheimnisse.

Was wird über unser Land kommen? Von aussen, von innen? Wird das Schicksal an unsern Grenzen haltmachen, wird es sie überschreiten? Werden wir standhaft bleiben und die unvermeidlichen Lasten tragen, werden wir es nicht?

Wieder Fragen, Rätsel, Geheimnisse.

Haben wir wenigstens aus den vier Monaten Krieg die Lehre gezogen, die sich aufdrängen? Uns gestählt an der Würde und Festigkeit der kriegführenden Völker? Uns erhoben über die kleinlichen Streitereien und Forderungen? Uns vertraut gemacht mit dem Gedanken eines gefährlichen Lebens? Uns darauf vorbereitet, im Geiste der Solidarität weitere Opfer für alle Notleidenden zu übernehmen? Uns von der Erkenntnis durchdrungen, dass wir einen

Gesinnungswandel durchführen müssen, weil der Krieg letzten Endes nur die Folge geistigen Wirrwarrs und der sittlichen Irrtümer ist? Uns der grandiosen Bewegung angeschlossen, die unter Führung des Papstes auf eine Erneuerung der europäischen Grundlagen hinarbeitet, auf eine Vergeistigung und Versittlichung derselben?

Oder warten wir nur auf das Ende des Krieges, um wieder so zu werden, wie wir waren? Um definitiv so bleiben zu können, wie wir sind? Um die lästige Unterbrechung unserer Gewohnheiten abzuschließen? Um wieder dem alten oberflächlichen, materialistischen, diesseitigen, bequemlichkeits- und genusslüsternen Leben zu verfallen? Um das Plus an Anstrengungen, Sorgen und Verzichteten abzuschütteln? Um der Mentalität der Ewig-Unzufriedenen, Ewig-Fordernden, Ewig-Kritisierenden, Ewig-Verweigernden wieder und in vielleicht höherem Masse freien Lauf zu lassen?

Eine Gewissenserforschung, die sich beim Kriegsjahreswechsel aufdrängt. Von der unsere Zukunft abhängt. Aus der hervorgeht, ob die andern Völker nicht umsonst für uns leiden und ob wir selbst wert sind, von wirklichen Heimsuchungen verschont zu bleiben?

Ja, wirklich, wert sind, verschont zu bleiben. Ein Volk muss sich seine Leidlosigkeit verdienen. Und es tut dies, wenn es selbst an sich freiwillig die Korrekturen vornimmt, zu welchen die Vorsehung es sonst durch Schmerz und Verfolgung zwingt.

Tun wir das? Haben wir wenigstens damit begonnen?

Nein will ich nicht sagen und ja kann ich nicht sagen.